Zweite Abtheilung.

Wer nicht ein Vaterland auf Erden fühlt,
Der wird im Himmel keinen Himmel haben.
Leopold Schefer.

Erstes Kapitel.

Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte sechshundert Reiter ins Feld;
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürsteten alle Franzosenblut.
E. M. Arndt.

Ein hoher, schöner, kräftig junger Mann durchschritt die Straßen Berlins, in die große Friedrichsstraße einbiegend, sah er eine alte Postkutsche, mit drei Courierpferden bespannt, daher gesaust kommen. Er blieb einen Augenblick verwundert stehen, um zu sehen, wer in so rasender Eile daher gefahren komme. Ein junger Mann saß allein im Wagen. Unruhig, wie athemlos blickte derselbe aus dem Wagen. Man sah es, seine Gedanken waren den dahin fliegenden Pferden

voraus, in ängstlicher Spannung harrte er des Zieles der Reise.

In diesem Augenblick wurde er des stillstehenden jungen Mannes gewahr. Sein Auge erhellte sich freudig, er hieß den Postillon halten, er sprang aus dem Wagen und rief, dem Stillstehenden entgegengehend: „Gegrüßt Friesen, schön, daß ich Dich treffe! Rasch! Wo wohnt Schill? Der Major Ferdinand von Schill?“

Jetzt hatte auch Friesen den Angekommenen erkannt und die Rechte desselben drückend, sprach er: „Du bist's, Alexander? Und kommst von Cassel? Hätte Dich kaum erkannt! Was führt Dich nach Berlin?“

„O, frage nicht viel! mach' schnell!“ rief der Gekommene. „Ich muß zu Schill! Es steht Alles auf dem Spiel. Wo wohnt er! Rasch! Ich bin seit drei Tagen von Cassel her gefahren.“

Friesen, der Heldenjüngling, nahm den Freund beim Arm und sagte: „Du hast es gut getroffen. Der Major ist, so viel ich weiß, zu Hause und wohnt wenige Häuser von hier. Hätte nicht geglaubt, als ich Dich vor Kurzem in Magdeburg fand, Dich hier wieder zu finden. Aber sage, was ist geschehen? Was

führt Dich, den Ministerialbeamten eines Jerome, zu uns?"

„Begleite mich zu Schill, so wirst Du Alles wissen. Sind wir am Ziel?"

„Wir sind's!" entgegnete Friesen und trat mit dem Freunde in das Haus. Ein kräftiges, markiges „Herein!" hieß sie nach bescheidenem Klopfen eintreten.

Ferdinand von Schill, der Liebling des Volkes, der Hoffnungsstern, auf den in diesem Augenblick Hoch und Niedrig, die Besseren und Besten des Vaterlandes schauten, er stand am Tisch, eifrig bemüht, eine kleine Krone von echten Perlen oberhalb des Kreuzes seines ihm vom Könige verliehenen Ordens pour le mérite zu befestigen. Aufblickend und den Einen der Eintretenden erkennend, rief er: „Willkommen, Friesen! Was machen Ihre Fechtstunden? Was führt sie zu mir?"

„Verzeihung, Major," sagte der Angeredete und drückte die dargebotene Rechte, „meine Fechtstunden haben guten Fortgang, es finden sich der Theilnehmer mehr und mehr und ich denke mir, wenn die Zeit gekommen ist, die wir ersehnen, werden wir das Schwert zu führen wissen. Doch ich kam nicht in meinen Angelegenheiten, hier, der Ministerialbeamte Alexander

von Bothmer, den ich Ihnen vorzustellen die Ehre habe, kommt soeben von Cassel — —"

„Von Cassel?" rief Schill und reichte dem Vorgestellten die Hand zum Gruße. „Willkommen! Und Oberst Dörnberg?"

„Er sendet mich zu Ihnen, Major," sagte der Gefragte. „Ich bin Tag und Nacht gefahren, um Ihnen den Mahnruf zu bringen: Auf! auf! zum Kampf! Jede Minute Zögerung ist ein Unglück! Auf Sie allein beruht unsere Hoffnung, unser Glück! — Wir sind verrathen!"

„Verrathen?" rief Schill und Friesen zugleich.

Und Bothmer setzte langsam, fest betonend hinzu: „Ja, verrathen! aber, so Gott will, nicht verloren. Als dem Oberst Dörnberg die Nachricht wurde, daß dem Könige sein Name, als der eines Verräthers genannt sei, hat er Cassel verlassen; Tag und Stunde, wo der Aufstand beginnen sollte, war festgesetzt, ich war von Dörnberg ersehen, Ihnen, Major, diesen Beschluß mitzutheilen. Den zu einer Reise nöthigen Paß zu erlangen, war so rasch nicht möglich, auch mußte ich aus Cassel selbst, um nicht Verdacht zu erregen, ohne Aufsehen abreisen, dadurch hatte sich meine Abreise wider Erwartung verzögert.

„Martin, der Friedensrichter, begann früher als gewünscht worden, loszuschlagen, Dörnberg ist verrathen, der Kampf hat gewiß längst begonnen, ist wohl bereits beendet und ich, Major, ich bin hier, um zu flehen und zu bitten: Lassen Sie die Hoffnung aller Patrioten nicht zu Schanden werden, eilen Sie über die Elbe, lassen Sie die Fahne des Aufruhrs flattern und erretten Sie das Vaterland!“

Schill blickte dem jungen Manne in das geröthete Angesicht, er sagte freudig, muthig: „Ich danke Ihnen. Und sind die Nachrichten, die Sie mir gebracht haben, auch nicht erfreulicher Art, läßt sich auch nicht hoffen und erwarten, daß solch' ein zu früh begonnener Aufstand siegreich enden werde, so weiß ich doch auch, daß ein mannlich Unterliegen noch kein Sterben ist, daß oft in einer verlorenen Schlacht bereits der Keim zu schönstem Siege liegt. Sie und Alle sollen sich nicht in mir getäuscht haben!“

Und rasch zum Tische tretend, von dem er sich im Laufe des Gesprächs entfernt hatte, zeigte er auf die kleine Krone von Perlen und sagte mit feurigem Blick, in edler Begeisterung: „Thränen werden zu Perlen. Sie, die schönste, die beste aller Frauen, unsere allverehrte Königin Louise, Sie hat mir diese Krone ge-

sendet und der König mir gestattet, sie meinem Orden anzufügen. Sollte auch dies mir nicht eine Mahnung sein? Sollte ich die Thränen der edlen Frau nicht in Freudenperlen zu verwandeln suchen? Ist ihr Wunsch, ihr Streben doch so innig vereint mit dem Streben, mit den Wünschen aller wahrhaften Patrioten, mit meinem eigenen Herzenswunsch!

„Ziehen Sie mit Gott! Eilen Sie zurück. Rufen Sie allen Bedrängten, allen Verzagten zu: Schill kommt! Das Vaterland wird frei! Und damit Sie erkennen, damit Sie nicht zweifeln, muthig und vertrauungsvoll zurückreisen können, will ich Ihnen ein Geheimniß eröffnen, das Sie und mein lieber Friesen bewahren werden, bis ich selber der Mahnung nachkomme!"

Bei diesen Worten eine schön gestickte Brieftasche hervorlangend und aus derselben einen feinen Streifen Papier nehmend, sagte er feierlich ernst und doch freudig trunken: „Sehen Sie diese feine, zierliche Schrift, die Königin hat es selber geschrieben. Klar und deutlich steht es hier: „Der König schwankt. Schill, ziehen Sie mit Gott!"

Die Schrift wieder in die Brieftasche legend, sprach er ernst, voll Hoheit: „Das ist mein Talisman! Der König schwankt, er wird's auch ferner thun, wir aber,

wir müssen ihn wider Willen drängen, er muß inne werden und erkennen, welche Kraft, welche Fülle von Liebe zum Vaterlande in seinem Volke lebt.“

„Und er wird es!“ fiel Friesen leuchtenden Blickes ein. „Mir sagt's mein Herz, mein ahnender Geist. Nicht umsonst suchen wir den Arm zu kräftigen, nicht umsonst üben wir jungen Männer uns gegenwärtig schon im Fechten und allen gymnastischen Uebungen. Alle Besseren werden uns nachstreben, Alle werden sich üben und vorbereiten, das Schwert zu führen, Strapazen zu erdulden, die Büchse zu tragen. Und wenn die Stunde kommt, wenn der Hauch der Freiheit durch die Lande zieht, wenn der König gedrängt, sein Volk zu den Waffen ruft, dann werden nicht Einzelne Soldaten sein, das Volk steht auf, ein Heer von Brüdern unter Waffen!“

Hoch aufgerichtet stand der kräftige, schöne Mann. Einem Seher gleich schaute er leuchtenden Blickes auf.

Und ernst, gemessen, feierlich sprach er leise weiter: „Auch der König wird erkennen, was in dem Lande ruht. Er wird die Stunde segnen, wo er sein Volk gerufen.“ Die Fürsten werden fühlen, daß es Völker giebt und daß der herrlichste Edelstein ihrer Krone die Liebe des Volks zum Vaterland und ihrem Herrscher ist

Preußen ist krank, es ist zerschlagen und geknechtet, aber es wird auferstehen!"

Friesen schwieg. Dem jungen Kriegsgotte gleich stand er da, hoch aufgerichtet, leuchtenden Blickes schauend.

Schill und Alexander von Bothmer schwiegen; auch ihnen war so ernst, so feierlich zu Muthe geworden, die Ahnung künftiger Stunden und Zeiten zog durch ihre Seele.

Schill faßte sich zuerst, er ergriff Friesens Hand und sagte: „Möchten Alle denken, wie Sie, das Vaterland wäre schon befreit!"

Sich jetzt auf's Neue zu dem Ministerialbeamten wendend, sprach er freudig, voll Zuversicht: „Sie reisen! Nehmen Sie die Ueberzeugung mit, daß die Stunde der Entscheidung geschlagen hat. Romberg, mein treuer Bote aus dem Ravensbergischen, war in diesen Tagen wieder hier, er ist mit meinen Briefen, meinem festen Versprechen, daß man sich nicht in mir solle getäuscht haben, zurückgekehrt. Also auch dort wird die Kriegsfackel lohen. Oesterreich steht dem Feinde gegenüber, wie es heißt, hat Erzherzog Carl bereits einen glänzenden Sieg über die Franzosen davon getragen. Es kann uns also nicht fehlen! Und sollte es sein, sollte in Hessen, wie Sie fürchten, der

Aufstand unglücklich geendet haben, wir kommen, wir sammeln die zerstreuten Schaaren und führen Sie auf's Neue siegreich diesem gemachten Könige von Westphalen entgegen.

„Nicht auf den König hoffe ich für jetzt, die Königin ist mir der leuchtende Stern, sie ist der rettende Engel des geknechteten Vaterlandes!"

In diesem Augenblicke blies vor der Thür ein Postillon in sein schmetterndes Horn. Alexander von Bothmer horchte auf und trat zum Fenster.

„Es ist meines Bleibens nicht länger. Ich hatte den Wagen wieder hierher bestellt, meine Zeit ist um. Ich muß fort, will ich anders in Cassel zu rechter Stunde eintreffen, um nicht Verdacht zu erregen, um Hoffnung noch als Hoffnung bringen zu können!"

Schill, von jugendlichem Feuer getrieben, umarmte den Scheidenden. „Ziehen Sie mit Gott," sagte er, „sehen Sie auf dem Tische dort die unzähligen Briefe, täglich kommen sie mir zu mit dem Mahnrufe: Brutus, schläfst Du? Brutus schläft nicht! sagen Sie dies den treuen Hessen, sagen Sie dies Allen, die es gern hören. Die Königin rief: Schill, ziehen Sie mit Gott!"

Mit Gott wollen wir kämpfen und sterben!"

Einen Augenblick schwiegen die jungen Männer, es war, als ob Jeder von Ihnen im Herzen noch einmal denselben Schwur sich leistete. Jetzt hoben Sie die Augen auf, sie sahen sich an leuchtenden Blicks, dann noch ein Händedruck, ein Gruß mit der Hand, Bothmer eilte zur Thür hinaus, Friesen folgte und lustig schmetterte das Horn, muthig eilten die Pferde davon. Schill schaute dem Scheidenden vom Fenster nach. Die Würfel waren gefallen. Er durfte nicht zaudern, er mußte handeln.

In diesem Augenblick eilte Schill's Adjutant, Lieutenant von Lützow, in das Haus. Friesen sah es, indem er noch einen Blick zurück nach dem Fenster des Majors geworfen hatte. Er ahnte wohl nicht, als er sinnend weiter schritt, daß er einst, dem soeben Eintretenden, ein so lieber Genosse in seinem Freicorps sein werde, daß geschehen werde, was er prophetisch ersehnt und erschaut, daß er selber aber die Tage der Befreiung nicht erleben werde, nicht auf dem Felde der Ehre sterben, einen freien, schönen Soldatentod, sondern im Ardennenwalde von der Kugel eines Meuchlers.

Und der Nachmittag des 28. Mai war gekommen; die Uhren der Stadt zeigten die vierte Stunde an, da

rückten die Schill'schen Husaren, ihren Führer an der Spitze, fröhlich und wohlgemuth zum Hallischen Thore hinaus. Die Leute waren, wie immer, mit Sack und Pack, mit Brot und Futter versehen und so meinten die guten Berliner, die ihren Liebling heute so ernst und gemessen vor seiner Mannschaft voraufreiten sahen, was er sonst gar nicht zu thun pflegte und der heute so lange und immer wieder zurückschaute, um so lange als möglich noch einen Abschiedsgruß seiner Verlobten, seiner geliebten Elise von Rüchel, die mit dem Taschentuch winkte, zu vernehmen, es ginge auch heute wieder zum Thore hinaus, Felddienst zu üben, mit seinen Husaren zu bivouaquiren.

Selbst die Soldaten glaubten dies, war es doch schon so oft geschehen, daß sie so hinausgezogen waren, warum sollte es heute anders sein!

Sie ahnten Nichts, nur die beiden Adjutanten, von Lützow und Bärsch, wußten um den Plan des Führers. So zogen die Schwadronen lustig dahin, die Leute sangen und waren guter Dinge. Man hatte den Weg nach Potsdam eingeschlagen.

Schill ritt mit seinen beiden Getreuen eine Zeit lang schweigend vorauf. Als er seine Husaren so fröhlich, wohlgemuth singen hörte und wie er sah, daß

sie Scherz und Kurzweil trieben, zog ein heiteres Lachen über sein Gesicht und sich zu Lützow wendend, sprach er: „Dachte nicht sobald wieder nach Potsdam zu reiten. Als ich es das letztemal that, geschah es, um fröhlich zu tanzen!“

„Und nun geht es zum Waffentanz!“ entgegnete Lützow ernst, bedächtig. „Ich denke mir, die Zeit ist da, wo längeres Zögern Unrecht wäre. Ich sage mit Herrn von Stein: Wir leben in den Zeiten der Aufopferung und des Märtyrerthums und auch wir dürfen uns dieser Aufopferung nicht entziehen. Das Volk wurde zu oft getäuscht; die Erbitterung, namentlich im Westphalen, ist auf's Höchste gestiegen, wir müssen handeln, wenn nicht Alles soll verloren gehen.“

Schill blickte auf, er sah seine beiden Adjutanten, die ihm zur Seite ritten, einen Augenblick wie prüfend an, er blickte zurück auf sein schönes Regiment, auf die Leute, die ihm so froh, so wohlgemuth, vertrauend folgten, dann schwenkte er links vom Wege ab, ritt zur Feldflur hin und ließ, hier angekommen, ein kräftiges Halt ertönen.

Einer Mauer gleich hielt das Regiment. Schill ließ ein Quarré formiren. Und hier in demselben auf seinem Braunen haltend, richtete er sich auf und

sprach mit lauter, vernehmlicher Stimme: „Kameraden! Ich bin hinausgerückt, nicht um mit Euch den Felddienst einzuüben, es geht von nun an in den Kampf. Der Augenblick ist gekommen, wo wir den alten, gleich verhaßten Feind zu stürzen und zu besiegen gedenken. Wir ziehen aus gegen den Tyrannen, der das Vaterland in Unglück und Jammer gestürzt, der alle Rechte der Menschheit unter seinen ehernen Füßen zertreten hat. Was Spanien geschehen, ist auch Preußen zugedacht. Aber nie, nie soll dem treulosen Thronräuber ein so schändlicher Plan gelingen, Oesterreich, Deutschland, jedes Biederherz ist gegen ihn im Aufruhr, wir können nicht zurückbleiben. Es gilt für das Vaterland, für den König, für die von uns allen angebetete Königin, von der ich ein theures Angedenken hier in meiner Hand halte, deren Perlenkrone ich hier auf meiner Brust trage und für die wir in den Tod zu gehen in jeder Stunde bereit sind, zu kämpfen und zu siegen!"

Mit diesen Worten zeigte er nach der kleinen Krone von ächten Perlen auf seiner Brust, hielt die von der Königin erhaltene Brieftasche hoch empor und blickte auf seine Leute, denen er so oftmals sein fröhliches, herzliches: „Guten Morgen, Kinder!" beim Ausmarsch zugerufen.

Die Husaren aber hielten auf ihren Rossen, sie schauten hinüber zu ihrem allverehrten, allgemein geliebten Führer und wie auf Kommando fuhren die Säbel aus den Scheiden, blitzten die Waffen in die Höhe, ein Hurrah tönte und laut und freudig schwuren sie bei ihrem Führer auszuhalten in Noth und Tod, im Kampfe für das Vaterland.

Schill's Augen leuchteten. „Nun den," rief er, „mit Gott für König und die Königin, mit Gott für's Vaterland!" Und freudig den Säbel über dem Haupte schwenkend, hieß er das Quarré sich öffnen und jagte dahin, gefolgt von seinen Soldaten auf dem Wege nach Potsdam zu.

Es war geschehen! der erste Schritt, er war gethan, nun hieß es vorwärts in den Kampf, nun hieß es vorwärts auf den Feind!

Zweites Kapitel.

Ich hab' in der Welt nur ihn geliebt,
Nur ihn, dem jetzt man den Tod wohl giebt.
A v. Chamisso.

Und drüben in Cassel? O, es giebt nichts Traurigeres für die Unterlegenen, als die nächsten Tage nach einem verfehlten Aufstande, nach einer zu Boden getretenen Revolution. Zu der Scham der mißrathenen Unternehmung, zu dem Gefühl, eine so lange genährte, kühn gepflegte Hoffnung zu Grabe tragen zu müssen, gesellt sich nun die Angst, die Furcht. Der Haß, die Rache triumphirt und des Kriegsgesetzes blutiges Schwert schwebt, an einem Haare hängend, über dem Haupte.

Wohin sind die Flüchtenden geirrt? Werden sie in die Hand der Verfolgenden fallen? Wissen sie, ob die Hand, die ihnen ein Ruhekissen bereitet, nicht die

Hand eines Verräthers ist? Ob der Bissen Brot, der dem flüchtigen Verschmachtenden gereicht wird, nicht die Henkersmahlzeit eines bezahlten, erkauften Schergen ist?

Und die Zurückgebliebenen, die ängstlich Weilenden, Zaudernden, Harrenden, die da meinen, man wisse wohl nicht, daß sie Theilnehmer des Aufstandes waren; sie fahren zusammen bei jedem ungewohnten Klang und Ruf; sie sehen in jedem Gruße des Vorübergehenden einen Gruß des Verräthers; sie sehen in jedem Blicke den Blick eines Angebers. Das Vertrauen fehlt, das Vertrauen ist gewichen; Angst, Mißtrauen, Furcht und trotzige Verzweiflung ist an die Stelle der Hoffnung, des Glaubens und der kühnen Zuversicht getreten.

O, es giebt nichts Traurigeres, Trostloseres, als solche Stunden, Wochen nach verfehltem Kampfe.

Wohl hat das Kastell zu Cassel sich gleich am Tage der entdeckten Verschwörung mit Gefangenen gefüllt, doch täglich werden immer neue in dasselbe abgeliefert. Die Zellen füllen sich. Es ist nicht Raum für Alle. Und Caroline von Baumbach, Marianne von Stein, sind sie geborgen?

Sie hätten es können sein; man hatte ihrer in den ersten Tagen nach dem Aufstande nicht gedacht; ja, der erste Commissarius, der zur Vernehmung und Unter-

suchung nach Homberg geschickt worden war, schien nur zu geneigt, die Damen des Stifts von aller Mitschuld am Aufruhr frei zu sprechen.

Doch es sollte nicht sein! Gnade und Güte sollte nicht walten. Marinville, der Cabinetssecretär, hatte sich seiner Gedanken, seiner Pläne nicht entschlagen; er geht zu Bercagny, ein zweiter Diener der Untersuchungscommission wird mit verschärfter Instruction abgesendet, und wenige Tage darauf sind die Damen des Stifts Gefangene zu Cassel.

Doch es wird Zeit, daß wir uns auch nach den Personen umsehen, denen wir zu Anfang unserer Geschichte schon einigemal begegnet sind.

Mutter Ennewald erfuhr gar bald das Schicksal des Volksheeres, ohne daß sie jedoch nähere Auskunft über den Verbleib ihres Sohnes erhalten konnte. Da trat eines Tages, laut schluchzend, Margarethe bei ihr ein mit der Nachricht, daß ihr Wilhelm mit vielen Unglücklichen zusammen gefangen in Cassel sitze. Der Philipp Ehrenfeld war gekommen, selber ein Flüchtling, immer fürchtend, daß auch ihn die Häscher fangen würden, und hatte die Unglücksnachricht gebracht.

Die alte Frau, als sie die Schreckenspost vernahm, starrte einen Augenblick schweigend vor sich nieder, faltete die Hände und sagte gleich darauf nach kurzem Gebet mit Entschiedenheit: „So muß ich hin!“

„Was wollt Ihr dort?“ fragte Margarethe und setzte gleich darauf schluchzend hinzu: „Ach, sie werden unsern Wilhelm am Ende —“ doch die alte Frau fiel unwirsch ein: „Dumme Frage, was ich dort will! Ich will den Wilhelm sehen und sprechen.“

„Sie werden Euch nicht einlassen.“

„Das wollt' ich doch einmal sehen!“ rief die alte Frau verwundert und stemmte die Arme in die Seite; „eine Mutter sollte ihren Sohn nicht sprechen dürfen? Dummheit! Es ist ja mein Kind! Bleib' heim, Margarethe, und sieh nach meiner Wirthschaft, mich hält's nicht länger hier!“

„So nehmt mich mit,“ fiel Margarethe bittend ein. „Wo Ihr bleibt, da bleibe ich auch, und den Wilhelm muß ich so gut sehen, wie Ihr! Mich hält's nicht hier! Ich stürbe ja vor Angst und Unruhe. Ach! die unglückselige Geschichte! Nun seht Ihr es, Mutter Ennewald, was es heißt, an dem Alten, an dem Kurfürsten hängen — wir haben jetzt —“

„Ein dummes Ding vor uns!“ rief die Alte un-

wirsch einfallend; „das Ei will wieder einmal klüger sein, als die Henne. Es ist noch nicht aller Tage Abend und Recht muß doch Recht bleiben! — Willst mit, gut, dann mach', ich gehe."

Und als die alte Frau sah, wie das junge Mädchen pfeilschnell zum Hause des Vaters lief, um gleich darauf, zum Mitgange bereit, zurückzukehren, wischte sie sich hastig eine Thräne, die verrätherisch von der gefurchten Wange herabgerollt war, ab, und sagte seufzend vor sich hin: „So bleibt es immer. Sind die Kinder klein, tanzen sie uns auf dem Schooß herum; sind sie groß, treten sie uns auf's Herze."

Gleich darauf aber setzte sie laut hinzu, der ankommenden Margarethe die Hand reichend: „Nun, da bist Du ja; bist doch ein schmuck Dirnel, und der Wilhelm wird sich freuen, Dich zu sehen."

Und die Nacht war eingebrochen; einsam, auf ungebahnten Wegen eilte ein Flüchtling dahin. Wer war's? Im Liede heißt's von ihm:

Es muß der edle Dörnberg fliehn,
Verräther spähen hinter ihm,

Sie wollen ihn erlauschen;
Er auf der Flucht muß ab und an
Mit manchem fremden Wandersmann
Wohl Kleid und Kappe tauschen.

Von Homberg ist er nach dem nahegelegenen Schwarzenborn geflohen. Dorthin kannte er die Wege, er war ja so oft dort gewesen! Aber um so mehr mußte er auch unerkannt das Dorf zu erreichen suchen, er durfte nicht bei Tage kommen, wo ein Verräther ihn leicht erspähen und verrathen konnte; er mußte auf Seitenwegen zur Nacht sich einzuschleichen suchen.

Und als er kam, als er das Dorf erreichte, war es Nacht, tiefe, dunkle Nacht. Wie war er sonst so stolz hier eingeritten, wie war er hier oftmals so gern gewesen, nun kam er, ein Flüchtling, in Bürgertracht, ein Wild, nach dem die französischen Schergen suchten.

Es ist still, tief still im Dorfe. Alles scheint zu schlafen; nur drüben im Pfarrhause brennt noch ein Licht; der alte, würdige Seelsorger sitzt noch bei seiner Bibel. Dörnberg eilt dem Scheine zu. Er klopft erst leise, dann stärker, und als endlich der Greis mit matter, zitternder Stimme fragt: „Wer ist da? Wer klopft so spät?“ muß er rufen und bitten: „Macht

auf, mein lieber Herr Pfarrer Eichler. Die Nacht ist keines Menschen Freund; ich bin's, der Oberst Dörnberg."

Und als der Greis geöffnet, als er vernommen, wie es stehe, wie die Stunden, die Minuten dem Flüchtling gezählt sind, hat er nicht in langen Ermahnungen sich ergossen, hat er nicht mit dem Strafgerichte Gottes gedroht und nicht gerufen in zelotischem Eifer: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit; nein, er hat es nicht gethan, er hat nur einen Augenblick fromm, betend die Augen gen Himmel gehoben, hat dem Gaste Speise und Trank gereicht, und ist hinausgegangen, nicht um einen Schergen, sondern um einen Boten zu holen, der den Flüchtling sicher weiter über das Knüllgebirge nach Oberaula geleitet.

Nach kurzer Rast, nach flüchtiger Stärkung geht es weiter. Und während die Gensd'armen nach dem Geächteten nach allen Richtungen hin das Land durchforschen und durchreiten, geht es Berg auf, Berg ab, auf unwegsamen Pfaden, weiter und weiter dem Ziele zu.

Der Führer war ein alter abgedankter Soldat, er hatte den Obersten sofort erkannt, er wußte, was im Lande vorgegangen, was geschehen war. Und als sie

droben auf hohem Bergeskamm geborgen, versteckt saßen, und sie unten in düstrer Thalschlucht die französischen Schergen reiten sahen, da lachte der Führer in seinen grauen Bart hinein und sagte: „Wie gern sendete ich Euch eine Kugel nach! — Aber zieht nur und schnüffelt und sucht, Euer Wild ist Euch doch entgangen; Stephan kennt besser die Wege, denn Ihr!“ Und sich zu Dörnberg wendend, sagte er militärisch ernst: „Sein's ruhig, Oberst! Hier droben sucht und findet uns Niemand. Hab' manche Nacht hier gelegen auf Witterung, denn hier ist die Stelle, wo das Wild wechselt. Was sollte ich alter abgedankter Soldat, der nichts zu beißen und zu brechen hat, Besseres thun, als ein Wilddieb zu werden? Die Hunde von Franzosen erjagen sonst doch Alles nur!“

Der Oberst schwieg; endlich sagte er: „Und warum warst Du nicht dabei, als die Sturmglocke rief? Mich dünkt, Du seiest doch eben kein Franzosenfreund!“

Der Alte blickte auf, er strich sich den grauen, struppigen Bart und sagte, die Hand in Wuth geballt: „Daß ich's nicht bin, hab' ich bewiesen! Denkt Ihr, ich sei daheim geblieben Anno 6 und 7, als überall im Lande man zu den Waffen griff? Hab' redlich mit-

gekämpft; nur als die Kriegsgerichte so thätig wurden und mancher Kamerad sein Leben lassen mußte, die Brust von den Kugeln der Schergen durchbohrt, fand ich's für klug, das Weite zu suchen. — Jetzt bin ich zu Haus' geblieben, nicht aus Furcht, nicht aus Liebe zu den Franzosen, ich blieb daheim, weil mir der Friedensrichter von Frielendorf nicht gefiel. Wir armen Soldaten sind bereits so oft getäuscht, so daß jedes unwahre Wort in dem Munde eines Führers wie ein Dolchstoß in's Herze geht. Der Friedensrichter versprach, was er nicht halten konnte, drum blieb ich fort!"

Der alte gewesene Soldat schwieg, auch der Oberst mochte nicht reden, denn er fühlte nur zu tief, daß der alte Mann in seiner schlichten Denkungsart das Richtige, Wahre getroffen hatte; unwillkürlich reichte er seinem treuen Führer die Hand und drückte sie.

Der aber, der blickte auf, und die dargebotene Rechte fest erfassend, sagte er: „Dank Euch, Oberst, daß Ihr einem alten Soldaten die Hand noch reicht. Denk' mir, Ihr werdet hinüber zum Kurfürsten wollen, der jetzt drüben in Böhmen hausen soll; werdet den alten Herrn wohl sehen und sprechen, und da

möchte ich, Ihr sagtet ihm: wenn er wieder heimgekommen, wenn er wieder Herr im Lande geworden, dann, dann soll er auch der Soldaten gedenken, und bedenken, daß sie Menschen sind. Der Franzose ist nicht unser Herr, aber er läßt nicht den Stock wanken, er verhandelt seine Soldaten nicht, er vergißt nimmer, daß auch das Volk noch Saft und Blut in seinen Adern hat; wir sind ihm nicht Leibeigene mehr, wir sind ihm Menschen, Soldaten, mit denen er kämpfen und siegen will. — Wir hassen den Franzosen, denn er ist uns ein aufgedrungener Herr; aber auch der Kurfürst, unser rechtmäßiger Herrscher, muß ein Anderer werden. Sagt's ihm, Oberst, sagt's ihm, Herr!"

Der Oberst war still geworden, gedankenvoll starrte er vor sich nieder; dann aber sprang er auf, hastig erregt und rief, sich zum Aufbruche anschickend: „Ich will's! ich will's! Geb' Gott, daß es von Nutzen sei! Ich fühl's, es geht ein mächtig werdender Geist durch alle Lande, die Ahnung einer besseren Zeit streift die Gemüther schon. — Und war zu früh, was ich begonnen, war auch mein Ziel für dieses Mal ein falsches noch, es war doch nicht umsonst gethan! Es hat gezeigt, wo wir gefehlt, wo wir auf falschem Grund

gebaut; die späteren Tage werden uns besser vorbereitet finden. Leb' wohl! mein treuer, redlicher Führer; dort geht der Weg hinab nach Oberaula, ich kann ihn nicht verfehlen. Hab' Dank! Nimm dies für Deine Mühe."

Der Oberst reichte mit diesen Worten dem Soldaten ein Geldstück hin. Doch der, der richtete hoch sich auf, der schaute dem Obersten so fest, durchdringend an, wies das Geld zurück und sagte: „Behaltet Euer Geld. Ihr werdet's vielleicht noch brauchen, um diesen französischen Windhunden das Maul zu stopfen, ich bedarf es nicht! Wenn ich's um Geld gethan, hätt' ich Euch rechts geführt, in die Hand Eurer Verfolger. Und ich denke mir, es würde dem Verräther ein namhaft Stück Münze für Euren Kopf geworden sein. Geht ruhig, Herr! Wir alten Soldaten sind keine Verräther; wir Hessen sind treu. Sagt es dem Kurfürsten auch!"

Und ohne noch weiter eine Antwort abzuwarten, schritt er davon und war bald aus den Augen des ihm sinnend nachschauenden Obersten entschwunden. Ueber diesen war eine Scham gekommen; er fühlte, wie Unrecht er gethan, dem Alten Geld zu bieten; er fühlte selber jetzt, daß in dem Volke doch ein tieferer, edlerer

Kern versteckt liege, als man gemeinhin glaube und ahne.

Mit froherer Zuversicht, mit größerer Hoffnung aber auch, dieser Treue und Festigkeit des Volks gedenkend, schaute er der Zukunft entgegen und schritt rascheren, kühneren Schrittes den Berg hinab.

In Oberaula gab er sich dem Friedensrichter zu erkennen und der gab ihm sicheres Geleit hinüber bis Fulda, ihm zugleich dem dortigen Postmeister Oswald empfehlend.

Dort angekommen, sollte soeben ein französischer Courier in der Richtung nach Böhmen befördert werden; und der Postmeister, rasch entschlossen, Gefahr und Gelegenheit erwägend, ging zum Courier und bat ihn, doch seinen Freund, der eben angekommen, mit sich nach Böhmen zu nehmen.

Der Franzose war höflich genug, dies Gesuch nicht abzuschlagen, er fragte nicht weiter nach Namen und Stand des Empfohlenen; er hieß ihn nur rasch einsteigen, es sich bequem machen und trieb den Postillon zu raschem Fahren an.

Und während das Horn so fröhlich, lustig durch die frische Morgenluft schmetterte, der Flüchtling sicher, geborgen nach Böhmen zueilte — wurde sein

Steckbrief ausgetrommelt und an die Ecken der Straße der Städte und Dörfer geklebt.

Ein Verräther hatte sich nicht gefunden, der Preis, der auf seinen Kopf gesetzt — war noch nicht verdient.

Drittes Kapitel.

Was schreit der Leichenvogel dort,
Im späten Flug am düstern Ort?
So sprechend strengt der kühne Mann
Die Augen bis zum Reißen an;
Sein Blick die starre Nacht bezwingt
Und strahlengleich in's Dunkel dringt.
P. Pfizer.

Schill zog weiter, dem jungen Kriegsgotte gleich. Sein Thun, sein Unternehmen war nun längst kein Geheimniß mehr, Alle Welt jauchzte ihm zu; alle Welt glaubte: nun ginge es zum Kampf, nun würde die Schlacht der Schlachten geschlagen und der Tyrann, der Corse, gestürzt werden!

Und Schill? er glaubte ein Gleiches wohl! Man hatte es ihm ja so oft versichert, es bedürfe seines Kommens, nur sein Name genüge und das Volk würde

wie ein Mann sich erheben, würde zu den Waffen greifen und den Feind verjagen.

Er hatte Potsdam verlassen, die sächsische Grenze überschritten und war auf Wittenberg losmarschirt. Man gedachte die Festung im Sturm, durch List zu nehmen. Doch das Unternehmen mißlang. Die Festung wurde nicht genommen, doch schloß der Commandant derselben einen sechstägigen Waffenstillstand.

Schill zog mit klingendem Spiel über die Elbbrücke, die unter den Kanonen der Festung lag, dem nahen Dessau zu.

Dort am 2. Mai angekommen, erließ er folgenden Aufruf:

An die Deutschen!

„Meine in den Ketten eines fremden Volkes schmachtenden Brüder! Der Augenblick ist erschienen, wo Ihr die Fesseln abwerfen und eine Verfassung wieder erhalten könnt, unter welcher Ihr seit Jahrhunderten glücklich lebtet, bis der unbegrenzte Ehrgeiz eines kühnen Eroberers unermeßliches Elend über das Vaterland verbreitete. Ermannt Euch! folgt meinem Winke und wir sind, was wir ehemals waren! Ziehet die Sturmglocken! Dieses schreckliche Zeichen des Brandes fache in Eurem Herzen die reine Flamme der Vaterlands-

liebe an und sei für Eure Unterdrücker das Zeichen des Untergangs. Alles greife zu den Waffen; Sensen und Piken mögen die Stelle der Gewehre vertreten. Bald werden englische Waffen sie ersetzen, die schon angekommen sind. Mit kräftiger Hand geführt, wird auch die friedliche Sense zur tödtlichen Waffe. Jeder greife zu den Waffen, nehme Theil an dem Ruhme der Befreier des Vaterlandes, erkämpfe für sich und seine Enkel Ruhe und Zufriedenheit. Wer feig genug ist, sich der ehrenvollen Aufforderung zu entziehen, den treffe Schmach und Verachtung, der sei zeitlebens gebrandmarkt! Ein edles deutsches Mädchen reiche nie die Hand einem solchen Verräther! Fasset Muth! Gott ist mit uns und unserer gerechten Sache. Das Gebet der Greise möge Segen für uns erflehen. Siegreich rücken Oesterreichs Heere vor, trotz der großsprahlerischen Versicherungen Frankreichs; die Tyroler haben schon rühmlich die Fesseln zerbrochen; die braven Hessen haben sich gesammelt; an der Spitze geprüfter, im Kampfe geübter Krieger eile ich zu Euch. Bald wird die gerechte Sache siegen, der alte Ruhm des Vaterlandes wieder hergestellt sein. Auf zu den Waffen!"

Schill.

Wie zu erwarten, machte dieser Aufruf, wie das Unternehmen Schills überhaupt, die größte Sensation.

Der Gouverneur von Berlin, General L'Estocq, hatte sofort, als Schills Absicht war bekannt geworden, einen Offizier mit dem strengsten Befehle augenblicklicher Rückkehr nachgesendet. Niemand, Schill so wenig wie einer seiner Soldaten, leistete dem Befehle Folge; das leichte Infanterie-Bataillon vielmehr, das in Berlin stand und Schills Namen führte, weil es von ihm in Colberg war errichtet worden, und dort unter seiner Anführung gefochten hatte, ließ sich nicht zurückhalten, es folgte seinem Chef.

Und als Schill diese treuen, geprüften Kameraden kommen sah, da leuchtete sein Auge und den Säbel schwingend, rief er ihnen zu: „Nur für die höchsten, heiligsten Güter erhob ich meinen Arm. Nicht eher soll mein Säbel wieder in seiner Scheide rasten, bis meinem Könige auch das letzte Dorf der verlorenen Provinzen zurückerobert ist. — Und hat der Himmel es anders beschlossen, sollen wir untergehen, ohne das Deutschland frei geworden, nun denn wohlan: Ein Ende mit Schrecken ist einem Schrecken ohne Ende vorzuziehen!"

Ueberkam ihm bei diesen Worten bereits die Ahnung seines frühen Todes? Oder fühlte und merkte er bereits, daß auch sein Unternehmen noch ein verfrühtes sei? Stand denn das Volk in Waffen auf, wo er sich zeigte? — Es ist ein weiter Weg vom Sprechen bis zum Thun und was der Mund auch spricht, das Herz auch denkt — die Hand, sie zögert doch, es auch zu führen.

Louis von Trott, der fröhliche, lustige Student, der so muthig bei der Knallhütte gekämpft und so listig sich durchgeschlagen, er kommt, er eilt zu Schill. Aber er kommt allein, er bringt die ausführliche, genaue Beschreibung der Niederlage; er kommt als Flüchtling.

Schill siehts und empfindet es: Auf Hessen ist nicht mehr zu rechnen. Er muß andere Pläne fassen!

Und ein neuer Bote kommt, auch er bringt betrübende Nachricht. Romberg, der treue Romberg, ist auf seiner Heimreise bei Magdeburg ergriffen worden. Man hat Schills Papiere, Briefe der Verbündeten bei ihm gefunden, man hat ihn nach Cassel geführt und dort erschossen!

Das war ein harter Schlag, die Nachricht einer

verlorenen Schlacht. Romberg, der treue Romberg, war erschossen!

Auch die Waffen der Oesterreicher waren nicht glücklich; bei Eckmühl war die Armee auf's Haupt geschlagen und zerstreut worden. Napoleon siegte, eine Schlacht nach der andern wurde von ihm gewonnen.

Auch der König von Preußen wurde durch Schills kühnes Unternehmen in die äußerste Verlegenheit gesetzt. Er wußte es, wie Napoleon nur darauf lauerte, um eine Ursache, eine Gelegenheit zu haben, seinen Haß gegen Preußen auslassen zu können. Und wenn er früher nicht einmal gewagt, dem scheidenden Minister von Stein, der ja nur dem Hasse Napoleons weichen mußte, den schwarzen Adlerorden zu verleihen, um dem Kaiser der Franzosen nicht Ursache zu neuer Mißstimmung zu geben, so konnte und mußte Schills Wagniß ihn nur mit tiefem Schmerz und Unwillen erfüllen. Er erließ daher aus Königsberg folgenden Armee-Befehl:

„Seine Majestät der König machen der Armee bekannt, daß der Major von Schill mit seinem Regimente, unter dem Vorwande vor dem Thore von Berlin zu manövriren, über die Grenze gegangen ist. Höchstdieselben finden nicht Worte genug, um darüber Ihre

Mißbilligung in dem Grade auszudrücken, als Sie dies empfinden. Sie vertrauen, daß die Armee von derselben höchsten Mißbilligung durchdrungen sein wird und von einem guten Geiste beseelt ist. Der Major von Schill und alle, die mit ihm gegangen sind, sollen einem strengen Militärgerichte unterworfen werden.“

Schill hörte und vernahm den Befehl. Ein trübes Lächeln der edelsten, schönsten Begeisterung, der reinsten Vaterlandsliebe glitt über sein Gesicht beim Lesen desselben. Leise sprach er zu sich selbst: „Es konnte nicht anders sein! Er mußte es thun!“ Dann aber einen Blick auf die kleine Perlenkrone auf seiner Brust werfend, hob sich vertrauungsvoll sein Auge und in seinen Zügen schien zu stehen: Wenn Alle mich verdammen, Sie, die edelste Ihres Geschlechts, Sie wird es nicht!

Freudig sprach er laut: „Ob ich geschmähet und gehasset werde, ich will dennoch vorwärts gehen. Die Brücken hinter mir sind abgebrochen, vor mir steht der Feind! — Ich will kämpfen und siegen. — Und sollt' ich nur eine Lerche sein, die der Freiheit Frühling verkündet, so will ich mein Lied, meinen Schlachtenruf so hell, jubelnd laut erklingen lassen, daß alle Welt es

wissen soll: Der Frühling naht, der Frühling ist gekommen! Nun vorwärts auf den Feind!"

Die Schaar brach auf, mit heiterem Muthe ging es weiter!

In diesem Augenblicke kam der wieder heiter gewordene Louis von Trott daher, der sich den Schaaren Schills ja angeschlossen, und hielt ein Decret empor, das der gute König Jerome gegen Schill erlassen hatte. Von Trott lachte unmäßig, hielt das Papier noch immer in die Höhe und rief: „Major! Hier werden Sie Ausreißer, Pirat und Räuberhauptmann genannt und 10,000 Franken dem geboten, der Sie nach Cassel bringt. Der gute König von Westphalen muß plötzlich zu Gelde gekommen sein oder muß wissen, daß er Sie doch nie bekommt, sonst ist er nicht so splendid!"

Auch Schill lachte und das Decret nehmend, sagte er: „Wir wollen nicht als unhöflich erscheinen, kommen Sie, Trott, wir wollen eine Antwort ergehen lassen!"

Wenige Stunden darauf las man an den Ecken der Stadt, daß der Major von Schill einen Preis von fünf preußischen Thalern auf den Kopf des Königs von Westphalen setze, für seine Ergreifung.

An die Bewohner Westphalens aber erließ er

auf's Neue einen Aufruf, worin er sie aufforderte, sich ihm und seinem Unternehmen anzuschließen.

Napoleon jedoch erkannte die Gefahr, welche ein in Norddeutschland organisirter, durch England unterstützter Aufstand für ihn haben mußte; er befahl die Errichtung eines 60,000 Mann starken Observations-Corps an der Elbe.

Schill dagegen beschloß nach Magdeburg vorzurücken und die Festung zu erobern.

Viertes Kapitel.

— — Die Mutter, die ging wohl
Vor's Hauptmanns Haus:
„Ach Hauptmann, lieber Herr Hauptmann,
Gebt mir den Sohn heraus!“
„Euren Sohn kann ich nicht geben
Für noch so vieles Geld;
Euer Sohn und der muß sterben
Im weit und breiten Feld.“
(Volkslied.)

Ueber die Fuldabrücke entlang trottelte Mutter Ennewald mit der Margarethe nach Cassel hinein. Es war ein eigenthümlicher Anblick, dies Paar zu beobachten. Die alte Frau, die allen Schmerz ihres Herzens tief in das Innere zurückgedrängt zu haben schien, hatte einen ziemlich festen Schritt. Ihr Auge war starr auf den Weg gerichtet, sie blickte nicht rechts, nicht links;

für sie gab es nur ein Ziel und diesem Ziele strebte sie mit eiserner Festigkeit nach.

Margarethe glich einer geknickten Rose. Ihre Schönheit hatte der Schmerz nicht ganz verwischen können, aber ihre Augen waren voll Thränen, unruhig blickte sie von einer Seite zur andern. Zaghaft schritt sie weiter.

Jetzt standen sie vor der Citadelle; die Mannschaft trat soeben unter das Gewehr.

Mutter Ennewald besann sich nicht lange, ohne umzufragen, schritt sie zu dem nächsten Offizier, klopfte ihn treuherzig auf die Schulter und sagte gutmüthig fragend: „Na, wie stehts mit meinem Wilhelm?"

Der Offizier blickte die Frau erstaunt an; doch die unverkennbare Treuherzigkeit, die in dem Gesichte der Alten lag, ließ keinen Unwillen aufkommen und freundlich fragte er: „Ihr Wilhelm ist wohl Soldat?"

Die alte Frau horchte verwundert auf, endlich sagte sie: „Wie Er noch so lange fragen kann! Als ob Er den Wilhelm nicht kennte und reitet doch im ersten Glied!"

Der Offizier lächelte: „Ha! ha! also bei der Kavallerie steht der Sohn. Doch nicht etwa bei den Kürassieren?"

„Nun freilich, wo denn sonst?“ entgegnete unwillig die Alte. „Bin aus Remsfeld und hier das Mädel auch, die Margarethe, welche des Wilhelms Schatz ist. Sie könnten schon Beid' ein Paar sein, wenn sie mir den Jungen nicht zum Soldaten genommen hätten. Na, was nicht ist, kann noch werden! Nun soll der Wilhelm mit dabei gewesen sein, bei der Geschichte bei der Knallhütte. Er weiß, was ich meine! Der Wilhelm wird sich tüchtig gewehrt haben, denn er hatte immer Courage im Leibe. Jetzt aber soll er hier sein und da bin ich und die Margarethe hergelaufen, um ihn zu sehen und zu sprechen. Sagt nur gleich, wo er ist, damit ich hingehe, haben so schon hier die Zeit vertrödelt, könnten den Jungen schon sprechen!“

Der Offizier, der bereits das ganze Verhältniß errieth und Mitleid mit der alten Frau hatte, sagte weich: „Gute Frau, ich glaube nicht, daß Ihr den Wilhelm werdet sprechen können, es ist strenger Befehl —“

Doch die alte Frau ließ ihn nicht ausreden: „Papperlapapp!“ rief sie, „bin ich nicht seine Mutter?“

Der Offizier vermochte nicht zu antworten. Die unglücklichen Gefangenen wurden soeben vorgeführt und einen Blick auf die alte Frau werfend, sagte er weich

im schnellen Abgehen die eigene Rührung verbergend: „Mütterchen, geht dort nur näher hinzu und gebe Gott, daß Euer Sohn nicht von dem Loos getroffen wird!"

Die alte Frau schaute dem Offizier einen Augenblick kopfschüttelnd nach, dann sagte sie, den Gefangenen näher tretend: „Ich weiß nicht, was der Mensch will! Komm, Margarethe, wollen uns den Wilhelm aufsuchen!"

Doch der Anblick, der ihnen jetzt wurde, fesselte für einige Zeit ihre Aufmerksamkeit.

Die Gefangenen standen alle in Reihe und Glied, die Kürassiere vorauf. In diesem Augenblick trat ihr alter Oberst zu ihnen heran, der ja nicht mit ihnen gezogen war, reichte jedem Einzelnen die Hand und rief, während er sich mit der Hand unbewußt über das gramdurchwetterte Gesicht fuhr, so die Thräne, die sich verrätherisch aus dem Auge stahl, abwischend: „Donnerwetter! Kinder, habt einen dummen Streich gemacht, wollt' wär' nicht geschehen! Kann nichts thun. Gott schütze Euch! Lebt wohl! Lebt wohl!"

Und dem alten Mann liefen die hellen Thränen von der Wange herab. Rasch wandte er sich um und eilte trauernd davon.

Nun wollte Mutter Ennewald hinzutreten, denn mit Recht vermuthete sie bei jenen Gefangenen ihren Wilhelm. Sie wischte sich nur noch die Thränen ab, die ihr unwillkürlich bei dem Abschiede des Obersten in die Augen gekommen waren, und sagte: „Margarethe, nimm' Dein Schürzenende und mach' die Augen klar. Der Wilhelm braucht nicht zu sehen, daß wir geweint haben.“

Jetzt aber waren die Gefangenen in Reihe und Glied aufgestellt. Die Generale d'Albignac und Reubel waren mit zahlreichem Generalstabe erschienen. Einer der Begleiter der Generale trat hervor, musterte jeden Einzelnen der Gefangenen mit stechendem Blick; dann begann er still heimlich zu zählen und als er den Zehnten abgezählt, deutete er, einen fragenden Blick auf die Generale werfend, auf den Unglücklichen.

General d'Albignac nickte kalt mit dem Haupt und das unglückliche Schlachtopfer wurde ausgehoben und einem Gensd'armen mit eiserner Ruhe übergeben. Der Unglückliche, der sein Schicksal kannte, warf noch einen Blick zum Abschiede auf seine Leidensgefährten, dann noch einen Blick gen Himmel, auf die umstehende Menge, die voller Theilnahme nicht fern stand und folgte festen Schrittes dem vorangehenden Gensd'armen.

In diesem Augenblick schrie Margarethe gellend auf, sie hatte den Unglücklichen, der soeben abgeführt wurde, erkannt — es war ihr Wilhelm. Auch die alte Frau hatte den Sohn erkannt, mit kräftigem Arm theilte sie sofort die Menge und schrie und rief: „Laßt mich doch, ihr Leute, macht Platz! Es ist ja mein Wilhelm, den sie soeben dort fortführen; ich bin seine Mutter und muß ihn sprechen!"

Mehrere Umstehende umringten die alte Frau, es hilft Euch nichts, ergebt Euch in Euer Schicksal, Euer Sohn ist nicht zu retten!"

Die alte Frau horchte verwundert auf, sie schaute die Umstehenden mit staunenden Blicken an, dann sagte sie kopfschüttelnd: „Ich weiß nicht, was Ihr wollt und was Ihr redet! Mein Wilhelm war immer ein anstelliger Bursche und sein Rittmeister hat ihn stets gelobt und lieb gehabt und auch der alte Herr, der soeben noch dort war, hat ihm die Hand gereicht, wie all' den Uebrigen. Sie haben meinen Wilhelm für etwas ganz Apartes bestimmt und ausgehoben. Laßt mich zu ihm!"

Und wieder wollte sie den Kreis durchbrechen und weiter streben. Aber die Menge hielt sie am Arme fest. Allen ging das Unglück der alten Frau, die von

demselben immer noch keine Ahnung hatte, tief zu Herzen; Niemand mochte ihr dasselbe verkünden.

Endlich aber trat ein Mann hervor, nahm die alte Frau voller Mitleid am Arm und sagte weich: „Gute Frau, tröstet Euch! Gott im Himmel lebet noch, er schickt nicht mehr, als der Mensch zu tragen vermag. Euer Sohn ist nicht zu retten. Es sind der Gefangenen, der Rebellen zu viel und da sollen Exempel statuirt werden. Man zählt immer den zehnten Mann ab und läßt ihn erschießen."

Die alte Frau starrte den Sprecher mit verglasten Blicke an; das Unglück, das sie betroffen, schien ihr klar zu werden.

Tonlos sprach sie die Worte nach: „Läßt sie erschießen, und mein Wilhelm?"

„Wird auch erschossen!" sprach leise der Mann und wandte sich trauernd ab.

Margarethe schlug laut aufschreiend zu Boden. Die alte Frau aber kniete unwillkürlich nieder, blickte betend auf zum Himmel und sagte zitternd: „O, Herr, mein Gott, geh' nicht mit ihm in's Gericht!"

In diesem Augenblick ging der vorhin erwähnte Oberst des Regiments vorüber; er bemerkte die Leute, von denen einige sich eifrig um das ohnmächtige junge

Mädchen bemüheten. Er sah die alte Frau auf den Knieen; er vernahm das Schicksal derselben und sich schnell zu ihr beugend, sagte er ihr in's Ohr: „Mütterchen, geh' Sie zum Könige — vielleicht —". Er brach hastig ab und schritt, von tiefer Rührung überwältigt, schnell davon.

Die alte Frau erhob sich mühsam, doch sofort ihre Energie wieder gewinnend, ergriff sie einen Umstehenden am Arm und sagte: „Hör' Er, guter Freund, in welchem Hause wohnt denn der König? Er könnte mich alte Frau wohl hinbringen, damit ich nicht irre laufe. Er ist noch jung, wer weiß, wer Ihn im Alter einmal führt."

Und ohne weiter eine Antwort abzuwarten, ergriff sie des Mannes Arm und trottelte mit ihm ab, der eben sich erholenden Margarethe zurufend: „Kannst auch mitkommen!"

Das Palais des Königs war bald erreicht; der Mann, der bis hierher von Mitleid gerührt, die alte Frau geleitet hatte, zeigte es derselben und schritt dann hastig von hinnen.

Die alte Frau ging dreisten, festen Schrittes auf das bezeichnete Haus zu. Die Schildwachen wiesen sie rauh zurück. Doch die alte Frau ließ sich durch-

den Empfang nicht abschrecken, sie trat dicht vor die Schildwache hin und sagte: „Junger Mensch, sieht Er nicht, daß ich eine alte Frau bin? Und hat Er den schönen, weisen Spruch nicht gelernt: Vor einem grauen Haupte sollst Du aufstehen und die Alten ehren? — Ich muß den König sprechen. Sie wollen mir den Sohn, den einzigen, erschießen und da sieht Er doch ein, daß ich hier nicht Zeit zum Warten habe! Komm, Margarethe!"

Und ohne sich weiter um die Schildwache zu kümmern, nahm sie das Mädchen an der Hand und schritt in das Innere hinein. Die Wache hinderte es nicht.

In diesem Augenblick trat Baron Bülow, der Finanzminister, hinzu. Er hatte die Worte der alten Frau, die dieselbe zur Wache geäußert, verstanden und winkte der Alten, ihm zu folgen.

Bald standen die Mutter und Margarethe dem Könige gegenüber. Mehrere Fremde waren anwesend. Die alte Frau ließ sich dadurch nicht schrecken. Dreist trat sie zu dem Könige hin, der mit einem großen Jagdhunde spielte und sich mit seinem Cabinetssecretär unterhielt, und sagte: „Also, Er ist unser gnädiger Herr König jetzt! Na, dann wollte ich schönstens für meinen Wilhelm gebeten haben!"

Margarethe aber warf sich dem Könige zu Füßen, umklammerte seine Kniee und schrie: „Gnade! Gnade! Laßt uns den Wilhelm nicht erschießen!“

Der Jagdhund legte sanft seine Pfote auf die Schulter des Mädchens und schaute seinem Herrn altklug mit den treuen Augen an.

Jerome wurde sichtbarlich befangen, er hatte die Worte nicht ganz verstanden, sondern ahnte mehr ihren Inhalt; er schaute die Anwesenden zweifelhaft an und sagte dann: „Wir haben bisher wohl nicht oft Gnade für Recht ergehen lassen —“

„Und da meinen Majestät,“ spöttelte Marinville, der Cabinetssecretär, dessen Augen das tückische Innere seines Herzens verriethen, „es könne bei einem Bauerburschen wohl einmal geschehen?“

Die alte Frau, die den Sinn der Worte aus den Augen des Sprechenden mochte gelesen haben, sagte: „Wie redet der weise Salomo? Recht rathen gefällt den Königen, und wenn des Königs Angesicht freundlich, das ist Leben und seine Gnade ist wie ein Abendregen! — Sei Er gnädig, dann werden die Leute den König lieb haben, lieber als den Kurfürsten, sonst nicht!“

König Jerome lächelte über die Treuherzigkeit der

Frau und von augenblicklicher Wallung und in den Augen des Baron Bülow eine Billigung seines Entschlusses lesend, hieß er Marinville den Pardon ausfertigen, unterschrieb denselben und reichte ihn der alten Frau. „So, Mütterchen," sagte er lächelnd, „nun lauft, damit es nicht zu spät wird und dem hübschen Mädchen der Schatz erhalten bleibt, aber sagen Sie dem Wilhelm, er solle sich nie gegen seinen König *auflehnen*, ich bin Euer Herr und Ihr habt es besser bei mir, als bei Eurem alten Kurfürsten."

Mit diesen Worten winkte er zum Abschiede und die alte Frau und Margarethe säumten nicht, dem Winke Folge zu leisten.

Marinville lachte tückisch und sich zu dem Finanzminister wendend, sagte er leise: „So ist es gut, Gnade ertheilt und doch zu spät gekommen!" Mit diesen Worten wies er auf seine Uhr, die er herausgezogen.

Baron Bülow wandte sich ab und stieß nur ein leises: „Wer weiß!" heraus.

Der König, mit den übrigen Anwesenden sprechend, kraute seinem Lieblingshunde dabei den Kopf!

Mutter Ennewald aber und die Margarethe eilten unaufhaltsam den Weg zurück, den sie vorher gekommen. Bei der Citadelle angekommen, erfuhren sie, daß der Deliquent bereits zu seinem letzten Gange hinausgeführt worden sei. Der alten Frau versagten bei dieser Nachricht die Füße den Dienst; sie konnte nicht weiter. Hastig reichte sie der Margarethe das Papier und sagte: „Hier nimm und lauf — Du bist jung — und errette mir den Wilhelm!“

Und die Margarethe ergriff den Pardon und fort ging es, von der Angst der Verzweiflung getrieben, über die Brücke entlang, beim Aupark vorbei, hin nach der Gegend, von der man ihr gesagt, daß dort die Execution vollstreckt würde. Mühsam strebte die alte Frau nach.

Und drunten im Thalgrund stellten die Schützen sich auf. Der junge Soldat, dem das Leben bisher so heiter entgegengelacht, wurde hingeführt, wo sein Grab bereits gegraben war. Muthig kniete er nieder. Die Augen wurden ihm verbunden.

Und Margarethe strebte weiter und weiter, immer näher kam sie dem Ziele, schon sah sie einige Leute auf der Anhöhe stehen, sie winkte, sie schrie,

sie hielt ihr Papier in die Höhe. Da winkte der Commandeur, die Schützen lagen zum Anschlagen bereit.

„Feuer!“ wurde commandirt. „Gnade!“ ertönte es, „Gnade! Gnade!“

Es war zu spät. Die Kugeln hatten getroffen; mit dem Ruf: „Gott segne das Vaterland!“ hörte auf das Herz zu schlagen.

Wenige Augenblicke darauf deckte ein leichter Sandhügel den Gestorbenen.

Dort sitzt eine weinende Mutter
Und schluchzet laut: Gott helf!
Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus in's Sonnenlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht.“

So saßen die Mutter und die Margarethe lange, lange Zeit. Die Soldaten waren abmarschirt; die müßigen Zuschauer hatten sich verlaufen — es wurde einsam, einsam bei dem schmucklosen Grabe. Endlich stand die alte Frau mühsam auf und zog die sanft widerstrebende weinende Margarethe mit sich fort. „Komm, Kind! Lassen wir ihn ruhig schlafen, er war

ein guter Sohn, aber es ist, wie ich gesagt: Sind die Kinder groß, treten sie uns auf's Herze. Gott wird Alles wohl machen!“

Sie gingen.

Einsam, einsam und still blieb es am Grabe.

Fünftes Kapitel.

Ich ahnt' es wohl mit stillem Schauer,
Mir war, ich sei zum Kampf gefeit.
In meine Brust kam keine Trauer,
Das sanfte Herz ward groß und weit;
Es sehnte sich nach großen Stunden,
Es sehnte sich nach Kampf und Sieg,
Es bebte nicht vor tiefen Wunden,
Empfangen durch des Schicksals Krieg.

Louise Otto.

Gefangen sein! Gefangen! Welch' Schmerz liegt nicht in diesem Worte! Man muß es erlebt, erduldet haben; man muß gefangen gewesen sein, um die Freiheit erkennen zu können!

Und Caroline von Baumbach saß gefangen; das muthige, schöne Mädchen war der Freiheit beraubt. Jetzt lehnt sie am Fenster, jetzt blickt sie hinaus nach dem klaren, blauen Himmel, wo die Wolken leicht hin-

ziehen, die Vögel, die Segler der Lüfte, den Aether durchschneiden. Schlägt Lerchensang nicht an ihr Ohr? spielt eine fröhliche Kinderschaar nicht drunten auf grünem Platze? Und jetzt! ein Posthorn tönt, ein schmetterndes Horn schallt durch die Luft! O, wer doch da mitreisen könnte, weit hinaus durch die Welt, durch den schönen, grünen, frühlingshellen, duftenden Wald!

Und weiter, weiter schallt des Hornes Ton! In einem Gefängniß ist Jedes, auch das Kleinste ein Ereigniß. Es schleichen so langsam, so träg die Stunden dahin, die Minuten werden zu Stunden, die Stunden zu Tage.

Der Riegel klirrt! Wird man endlich zum Verhöre geführt werden? Wird diese drückende, quälende Ungewißheit ein Ende nehmen?

Und in der Nacht, wenn man so auf dem kalten, harten Lager liegt, der Schlaf den Augen flieht, die Uhren so eisig schleppend von Viertelstunde zu Viertelstunde wie spottend, verhöhnend, laut vernehmlich schlagen, wie geschäftig ist dann nicht stets die erregte Phantasie! Dann kommen die bittern, schmerzlichen Gedanken, die den Schlangen gleich aus der Brust sich winden, dann kommen die Sorgen, die Angst mit

ihrem Vampyrhaupt, um das arme gequälte Menschenherz so namenlos zu martern und zu zerfleischen.

Und Caroline von Baumbach war gefangen! Sie wußte Nichts von dem Geliebten, sie kannte sein Schicksal nicht, sie wußte nicht, wo er gefangen saß und ob — —

O, gräßlicher Gedanke, sie kann, sie mag ihn nicht ausdenken, die Sorge, die Angst um den Geliebten ist größer, als ihr eigen Leid. Wie gerne würde sie dulden, wenn sie ihn frei, geborgen wüßte!

Und hätt' ich einen einz'gen Gruß
Bekommen nur zur Stund' —
Es wär' mein Leid, kein Leid mir mehr,
Vernarbt wär' meine Wund'!

Sie lehnt am Fenster, sie blickt hinaus, sie giebt den Wolken, den Vögeln die Grüße mit und immer banger, banger wird es ihr um's Herz, die Thränen kommen, unaufhaltsam fließen sie von der Wange herab, die Liebe hat sie verzagt, hat sie so traurig gemacht, daß sie weinen, bitterlich weinen muß.

Da legt eine milde, weiche Hand sich auf ihre Schulter; zitternde, heiße Arme umschließen sie und eine schöne, tröstende Stimme spricht: „Komm, Kind! lehne Dich an meine Brust und weine Dich aus!“

Wer seine Freunde kennen lernen will, der muß gefangen sein, wer wissen will, wie viel der Herzen er sein eigen nennen kann, der sei hinabgestoßen in des Gefängnisses Mauern. Caroline von Baumbach sollte es erfahren, wie heiß, wie innig sie geliebt sei.

Man hatte sie gefangen genommen, man hatte sie mit allen den übrigen Damen des Stifts nach Cassel geführt, aber man hatte sie getrennt von Marianne von Stein, von jeder Gesellschaft, einsam, einsam, wie verlassen, wie vergessen, sollte sie gefangen sein.

Doch in diesem Augenblick war Carolinens Tante, Sophie, die frühere Ministerin von Baumbach, herzugetreten, hatte die Schergen zurückgedrängt und war mit in das Gefängniß getreten.

Kein Verbot, kein Befehl hatte sie vermocht zu weichen, man mußte sie gewähren lassen, man mußte ihren Bitten, ihrem Flehen nachgeben und sie, die Unschuldige, zu einer Mitgefangenen machen.

Und diese Arme waren es, diese treuen, lieben Arme, die die Weinende umfingen und an die Brust das Haupt still lehnten.

Caroline aber machte sich los, mit Gewalt drängte sie die Thränen zurück und die Tante auf den Sessel niederziehend, sagte sie: „Du sollst mich nimmer wieder

schwach und muthlos sehen. Mit diesen Thränen habe ich mein bangendes, liebendes Herz zur Ruhe geläutet. Und Du selbst, Du sollst nicht ferner mit mir diese Räume theilen! Laß mich allein meinem Schicksal entgegengehen! Ich werde es leichter tragen und dulden, wenn ich Dich, die Unschuldige, nicht an meiner Seite sehe. Deine Liebe hat das Größte, das Schwerste gethan, sich selbst der Freiheit beraubt, aber nun, nun laß es ein Genüge sein, nun laß allein mich tragen und dulden. Hab' ich gefehlt, so will ich standhaft leiden und durch mein Gefangensein das Unrecht büßen. Du aber, Du geliebteste Tante, benutze Deine Freiheit, wirke und suche zu erforschen, wo er — —"

„Sprich es nicht aus, ich weiß ja, was Du sagen willst," fiel die Tante ein. „Laß mich, ich bin an meinem Platz, von Deiner Seite soll mich Niemand reißen. Und habe ich Deine Pläne, Deine Thaten nicht getheilt, so habe ich sie auch nicht gehindert, wie ich es wohl hätte thun sollen, da ich der Mutter Stelle bei Dir vertreten mußte.

„Doch horch! Der Riegel klirrt, vielleicht entscheidet sich unser Schicksal."

Die Thür ging auf, kein Gefangenwärter trat ein, Marinville, der Cabinetssecretär des Königs war es.

Einen Augenblick blieb der Eintretende zögernd stehen, es war, als ob er das Herz, das Innere der Gefangenen erst prüfen müsse, dann aber trat er vor und sich rasch zu der hochaufgerichteten, erstaunten Jungfrau wendend, sagte er: „Es duldete mich nicht länger daheim, ich mußte kommen und sehen, ob es nicht möglich sei, Ihr Schicksal zu wenden, ob ich nicht das Glück haben sollte, Sie der Freiheit wieder geben zu können!“

Und sich der Angeredeten, die noch immer in ernstem Schweigen verharrte, mehr und mehr nähernd, rief er, ihre Hand erfassend: „Erblicken Sie in meinem Kommen nur das reinste, edelste Freundschaftsgefühl. Soll diese Blume der Schönheit, diese Edelste Ihrer Genossinnen hinter Kerkermauern verschmachten und verkommen? O, nicht dies kalte, verachtende Lächeln. Sie sind nicht frei; die frohen, heiteren glücklichen Tage in Homberg sind vorüber, Sie sind in Haft und lange, lange kann dieselbe dauern!“

Caroline zuckte nicht zusammen bei diesen Worten, sie blickte nur noch kälter, verachtender auf den vor ihr Stehenden, und voll Hoheit sagte sie: „Und meinen Sie, daß dieser Gedanke, diese Aussicht mich zwingen werde, meine Ueberzeugung zu verläugnen oder zu ver-

schweigen, was ich gethan? Nun und nimmermehr! Gehen Sie, gehen Sie hin und sagen Sie Ihrem Könige, daß Caroline von Baumbach, die Nichte der früheren Ministerin, derjenigen, die freiwillig jetzt meine Gefangenschaft theilt, die Fahne stickte, die dem Heer der Insurgenten voraufgetragen wurde, daß ich es war, die diese Fahne selbst überreichte.

„Sieg oder Tod im Kampfe für das Vaterland! Das war der Spruch, der auf der Fahne stand und dieser Spruch, er wird wieder tönen!"

Marinville blickte voll Verwunderung, voll staunendem Entzücken auf das schöne, hochaufgerichtete, begeisterungsvolle Mädchen. Wie war es doch in diesem Augenblicke so herrlich, so unendlich schön! Aber er hatte auch ihre Worte vernommen, ihre Worte verstanden, und wie von Angst, von Sorgfalt getrieben, rief er: „Nicht weiter! Hören Sie auf! Ich bin nicht gekommen, Ihre Geständnisse zu vernehmen, Geständnisse zu erpressen, ich bin kein Richter, kein Criminalbeamter, mich hat nur Verehrung und inneres Gefühl hierher getrieben!

„O, Caroline, stoßen Sie die Hand, die sich Ihnen zur Rettung bietet, nicht zurück. Sie haben es gesehen, Sie haben es bemerkt, wie ich seit längerer Zeit schon

Ihren Bahnen folgte. Die Schönheit ist ein Banner auch, dem stets die Herzen folgen. Aber nicht mein Herz darf reden, es soll und muß hier schweigen. Ein Höherer denn ich, ist nicht unberührt von Ihrem Reiz geblieben, sein Auge hat sie erschaut und es bedarf nur eines Wortes aus Ihrem Munde, ein Lächeln nur — und frei, frei treten Sie hier hinaus, nicht Gefangene mehr, nein, Herrscherin, die selbst den Mächtigsten in Fesseln schlug!

„Sie schweigen, Sie denken. O, sprechen Sie es aus dies Wort und der treueste Ihrer Sclaven liegt zu Ihren — —“

Caroline, in diesem Augenblick wie aus düsterm, bösem Traum erwachend, hob die Hand wie zürnend auf. Ihr Auge flammte, tiefe Röthe des Zornes bedeckte ihr Gesicht, einer zürnenden Kriegsgöttin gleich, rief sie und sprach mit dem heiligsten Feuer verletzten Gefühls: „Nicht weiter, Herr! Gehen Sie und lernen Sie ein deutsches Mädchen kennen. Caroline von Baumbach erniedrigt sich nie und tritt ihre eigene Ehre mit Füßen! Mag Ihr Kaiser Deutschland mit seinen Heeren überfluten, mag er das Vaterland beugen und in Stücke treten, Deutschland ist nicht verloren, Deutschland wird dennoch frei. Und wo die Männer

zagen, wo das Schwert sie sinken lassen, da wollen wir den verlöschenden Funken zu neuer Flamme anfachen. Wir werden unser Herz, unsere Liebe zum Schweigen bringen, bis der Tag der Auferstehung gekommen, bis die Stunde der Vergeltung geschlagen, wir werden unsere Hand nur den Siegern reichen!" Nach einiger Zeit fuhr sie fort: „Und wenn sie kommt, diese Stunde, dann soll meine in Staub zertretene Fahne auf's Neue flattern und sie wird zum Siege führen. O, ich sehe sie kommen, diese Tage der Rache, dann werden die jetzt so siegtrunkenen Heere Ihres Kaisers in Flucht die deutschen Grenzen zu erreichen suchen, dann werden Hunger, Pest, Verzweiflung die Racheengel sein, die ihre Reihen lichten, dann wird der Gott des Krieges sie wie Spreu zerstreuen!

„Ja, wenn sie kommen diese Tage, wenn unser Volk die Fesseln von sich wirft, dann sollen Sie mich finden am Lager der Kranken, am Lager der Sterbenden, dann will ich Balsam träufeln in die Wunden blutender Krieger.*) Gehen Sie, ich bin ein deutsches Mädchen, die Purpur umsäumte Schande lockt mich nicht. Lieber todt — als ehrlos leben!"

*) Caroline von Baumbach widmete sich später gänzlich der Pflege verwundeter Krieger und starb am Typhus.

So sprach sie, so stand sie einer jugendlichen Seherin, einer Prophetin gleich. Ihr Auge flammte und die Hand zeigte zürnend der Thür zu.

Der Cabinetssecretär, bisher von ihren Worten befangen und in Bewunderung versunken, sah die Bewegung der Hand. Und ihre Bedeutung verstehend, zuckte er auf, sein Auge sprühte, Wuth im Blick, rief er, der Thür zuschreitend: „Beim Himmel! Diese Schmach! Ich räche sie. Ich kehre wieder, wir wollen sehen, ob dieses Täubchen dann wird kirre sein!“

Mit diesen Worten war er zur Thür hinaus. Caroline zuckte zusammen. Was werden die kommenden Tage bringen?

Die Tante aber, deren Anwesenheit gänzlich unbeachtet geblieben war, schlang ihre Arme um den Nacken der Nichte und sagte schmerzlich: „War noch des Leidens nicht genug; muß dieses noch zu unserer Trübsal kommen? Nun erst, ich fühle es, wird das Unglück in seiner ganzen Größe heran schreiten, nun erst wird man Dich martern und peinigen, nun wirst Du ein Opferlamm sein, das alle Sünden tragen muß. Und dennoch, dennoch konntest Du nicht anders handeln, so die Welt, so ich Dich achten sollte!

„Aber Eins, Kind, Eins mußt Du nun thun, ver-

schließe Deine Liebe tief in Deiner Brust. Niemand muß es ahnen, Niemand muß es wissen, daß Dein Herz bereits gewählt. Hätte er, der von Dir ging, Gewißheit davon, er würde ihn, den Du liebst, zu Grunde richten und Dich unsäglich martern!"

„Mein Gott!" rief Caroline und Leichenblässe überdeckte ihr Gesicht, „wie machst Du mich so tief erbangen!"

„Soll ich's nicht?" rief die Tante mehr und mehr erregt und erschüttert; „soll ich Dich nicht warnen und vorbereiten?

„Sieh nur, soeben bringt die Dienerin das Essen, ist es nicht schlechter, kärglicher als es bisher war? Das ist das erste Zeichen der beginnenden Rache!

„Aber horch! welch' Laufen in den Gängen, welch' Klirren mit den Riegeln, alle Zellen werden verschlossen, wir sollen nicht mehr hinaus, wir dürfen frische, freie Luft nicht mehr auf dem Hofe athmen. Man wird uns Alles, Alles entziehen, man wird uns peinigen, man wird uns martern, bis ich den letzten Todesseufzer ausgehaucht!"

Die Erregte schwieg. Caroline führte sie zum Lager und hieß sie sich niederlegen, dann sprechend: „Sei ruhig, gieb Dich zufrieden, die fieberhafte Angst läßt

Dich Bilder sehen, die nimmermehr sind, noch kommen werden!“

„Nicht?“ rief die Tante und richtete vom Lager sich auf, Ihre Wangen glühten fieberhaft, ihre Hände bebten und das Auge schaute, wie abwesend starr, geisterhaft, als sie sprach: „Nicht? Kennst Du die Menschheit so wenig und hast Du nie gehört, daß die Rache, daß verschmähte Liebe das Herz versteint? — Nicht der König, Marinville liebt Dich und für sich will er Dich dem Könige opfern. Ich habe es gesehen, sein Herz stand in seinen Augen. Nun wird er den König reizen und aufstacheln gegen Dich, gegen alle diese Opfer, die in den Gefängnissen schmachten. Unzählige werden fallen, um Dich in Schrecken und Angst zu setzen.“

„O Gott!“ schrie Caroline auf, „Du bist fürchterlich! Mir also bürdest Du gleichsam den Tod unglücklicher zu Pulver und Blei Begnadigter auf?“ Sie bedeckte vor innerem Grauen mit der Hand das Auge.

Die Kranke aber, denn Sophie von Baumbach war krank, tief innerlich erkrankt, ohne es selbst zu ahnen und zu wissen, fuhr fort Bilder auf Bilder des Schreckens und des Wahns zu häufen. Wie aus fürchterlichem Traum erwachend, schrie sie auf: „Horch!

Horch! Hörst Du nicht das Commandowort des Commandeurs? Sieh nur hinaus. Soeben führt man ein neues Schlachtopfer zum Tode. Man ist zur Stelle. Der Verurtheilte kniet auf dem Sande, die Flintenläufe sind auf seine Brust gerichtet, Feuer! Feuer! tönt das Wort und — —"

„Allmächtiger Gott!" rief Caroline, denn sie täuschte sich nicht, sie vernahm es wirklich, Flintenschüsse durchzitterten die Luft; es war, als ob der Wind die letzten Seufzer eines Sterbenden zu ihr durch's Fenster trug.

Ein neues Opfer war gefallen.

Still, wie todtenstill wurde es in der Zelle.

Jetzt hob die Kranke sich auf, geisterbleich war ihr Gesicht, sie starrte zum Fenster hin, sie fragte leise: „Hast Du gehört? Er ist hinüber! Mög' Gott — —"

Sie vollendete nicht, sie lehnte sich zurück, die Glieder dehnten sich, der Tod überschattete das Gesicht; Sophie von Baumbach war gestorben.

Die Jungfrau kniete nieder, Thränen hatte sie nicht, einer Niobe gleich lag sie am Boden.

Und die Stunden gingen dahin, der Abend kam, die Nacht brach ein, der Mond schien hell und klar durch's Fenster nieder.

Da klirrten auf's Neue die Riegel. Marinville trat hastig ein; er gedachte sein Opfer im Schlafe zu schrecken, er hoffte es willig zu finden.

Caroline erhob sich von den Knieen, sie stand auf, sie ließ ihn nahe kommen, ganz nahe, dicht zu ihr hinan, dann trat sie zum Lager hin, hob das Tuch, welches sie über das Gesicht der Entschlafenen gebreitet hatte und blickte starr und kalt in das Auge des Näher-gekommenen.

Und Marinville schaute auf, er sah der Todten bleiches, mondbeschienenes Gesicht und wie von den Furien der Rache und der Verzweiflung erfaßt, floh er zur Thür hinaus.

Die Jungfrau ließ das Tuch wieder fallen. Sie setzte sich nieder, sie blieb allein bei der Todten.

Ruhig, still, gleich einer Friedensfahne ging der Mond am Himmel entlang.

Sechstes Kapitel.

Ein Jünglingsherz, es schlägt nicht mehr.
Rings wird es still, die Nacht beginnt,
Mit Gras und Blumen spielt der Wind.
Rosen blühen auf dem Haidegrab.

F. B.

Die Gräber der Erschossenen waren geebnet und der Erde gleich gemacht worden. Niemand sollte ahnen, noch wissen, wo sie ihre Ruhestätte gefunden, sie sollten begraben, vergessen sein. Aber die Liebe, die echte Liebe vergißt nimmer, sie kennt den Ort, wo die Entschlafenen ruhen und findet ihn unter Tausenden heraus.

Am Grabe des erschossenen Kürassiers Wilhelm Ennewald sitzt ein Mädchen. Es ist die Margarethe; sie hat es nicht über sich vermocht heimzukehren, sie

glaubte hier bleiben zu müssen, um das Ruhebett des Todten mit Blumen schmücken zu können.

Der Mond ist aufgegangen, still, todtenstill ist es am Grabe. Ein Wanderer naht sich der Stätte, er sieht die Maid, er erkennt sie, tritt herzu und ruft: „Margarethe! und Du bist hier?"

Das Mädchen schaut auf, sie erkennt den Angekommenen, ein leises Zittern fährt durch ihre Glieder und scheu, hastig um sich blickend, ruft sie aus: „Du bist es, Philipp Ehrenfeld? Willst Du Dich an die Seite Deines Freundes betten lassen? Warum fliehst Du nicht?"

„Weil ich nicht kann."

Margarethe schaute verwundert auf, endlich sagte sie: „Du kannst es nicht, wer hält Dich denn? Oder willst Du warten, bis Dich die Häscher finden?"

Philipp schwieg, endlich sagte er und es war, als ob die Worte ihm schwer zu sagen würden: „Warum bist auch Du nicht heimgekehrt mit der Mutter des Todten? Siehst, was Dich gehalten hat, das hält auch mich. Noch bin ich frei, noch haben die Häscher mich nicht gefunden, aber ich kann dennoch nicht fort, ich muß bleiben, ich muß es zu Ende führen!"

„Was willst Du thun? was willst Du zu Ende

führen?" fragte Margarethe ihn ansehend, ihn mit ihren Augen erforschen wollend.

Und Philipp fuhr auf, zusammenzuckend, er strich sich mit der Hand über die hohe Stirn und sagte, tief aufathmend: „Im Kastell drüben sitzt Rittmeister von Weißen gefangen, ihn muß ich retten, ihn will ich retten!"

„Rittmeister von Weißen!" rief Margarethe und Thränen des tiefsten Schmerzes entstürzten ihren Augen. „Ihn willst Du retten? Ihn, der den Wilhelm verführt, verleitet hat?"

„Ja!" entgegnete der junge Mann fest und bestimmt. „Und wenn Du sprichst, er habe den Geschiedenen in den Tod geführt, so thust Du ihm ein Unrecht an. Wir waren Männer, wir wußten, was wir thaten. Und hätten seine Kameraden gehandelt, wie Wilhelm that, wir säßen hier nicht auf einer Grabesstätte, wir säßen auf freier Erde, wir hätten den Feind bezwungen. Was wir gethan, wir haben es frei gethan! Und wäre der Rittmeister auch nicht, was er ist, ein Ehrenmann, ich müßte ihn dennoch retten, ich habe es ihr, ihr allein, bei meinem letzten Scheiden versprochen und Philipp Ehrenfeld hält sein Wort!"

„Du hast es ihr versprochen? Wen meinest Du?“ fragte Margarethe. Aber der junge Mann wieß diese Frage zurück, er sagte nur: „Wozu des Namens. Genug, es würde sein Tod das Herz ihr brechen und — und — —“

Er sprach das Ende des Gedankens nicht aus, er faßte nur wie krampfhaft nach dem Herzen und ließ das Haupt wie in tiefem Schmerze sinken.

Margarethe sah es, aber sie hatte nur die Worte vernommen: es würde das Herz ihr brechen! und des eigenen Unglücks gedenkend, stand sie auf und sagte mit Entschiedenheit: „Wie gut, daß ich nicht heimgekehrt. Ich wollte diesem Grabe nahe bleiben. Um es zu können, um die Stätte zu sehen, wo er zum letzten Male aus- und eingegangen, habe ich mich als Magd verdungen bei der Frau des Majors Krupp, dem Commandanten des Kastells!“

„O, so kann's nicht fehlen!“ rief Philipp freudig aus, „Du wirst ihn sehen, Du wirst ihn sprechen. Ich weiß es, die Gefangenen haben mannigfache Vergünstigungen durch die Fürsorge des Majors erhalten. Gieb heimlich ihm diese Feile hier und suche einen Strick ihm zuzustellen. Seine Zelle liegt der Fulda zu. Er läßt sich hinab, ich werde seiner mit dem

Kahne harren. Ich habe mich als Knecht drunten in der Mühle vermiethet, um stets nahe sein zu können!"

Philipp schwieg; endlich setzte er leiser hinzu: „Und ist sie gelungen, die Flucht, ist er frei, dem Tode entronnen — dann — dann Margarethe — dann gehe hinüber zu dem Gefängnißhause, wo sie gefangen gehalten wird und sage ihr, daß ich mein Wort gehalten!"

Margarethe schaute verwundert, fragend auf. Sie wußte nicht, was sie von dem Wesen des jungen Mannes zu denken habe, endlich sagte sie: „Wem soll ich's sagen? Du hast mir einen Namen nicht genannt!"

Philipp schwieg; das Mädchen sah es, wie in seinem Gesicht die Röthe mit der tiefsten Blässe wechselte, wie sein ganzer Körper unter der Wucht eines Geheimnisses, eines schweren Entschlusses bebte. Plötzlich jedoch wendete er sich ab, er reichte dem Mädchen die Hand und sagte im Abgehen: „Ich trug ihre Fahne! Lebe wohl!"

So trennten sie sich.

Drinnen in der Stadt aber wurde gescherzt und gelacht. Pigault-Lebrun hatte sein Lustspiel: „Les Rivaux d'eux-mêmes“ zur Aufführung gebracht. Der König und die ganze vornehme Welt waren im Theater. Man war so froh, man war so heiter. Niemand dachte der Gefangenen, Niemand der geknechteten Völker. Und sie hatten ja Ursache froh und heiter zu sein. Das Lustspiel war so niedlich, hübsch und aus dem Heerlager des Kaisers langte eine Siegesbotschaft nach der andern. Was kümmerten den König, was kümmerte seinen Hofstaat, seine Diener, seine ihm treu ergebenen Unterthanen die Todesseufzer der fallenden Opfer. Vergessen war die Angst der vergangenen Tage, der Aufstand war unterdrückt, nun galt es, den Besiegten den Fuß auf den Nacken zu setzen, nun galt es, durch größere Freude, durch glänzendere Feste sich für die Stunden der Furcht, der Besorgniß zu entschädigen. Wie hübsch, wie niedlich war das Lustspiel und die Schauspieler, welche Mühe gaben sie sich dem Könige zu gefallen!“

Babette aber, das Schmeichelkätzchen, warf nur flüchtige Blicke auf, war zerstreut, trotz aller Anstrengung, die es sich gab, ihre Zerstreutheit zu verbergen. Jetzt aber, jetzt schlüpft sie unbemerkt

zum Hause hinaus, jetzt eilt sie, tief verhüllt, tief eingemummt die Straßen entlang, dem Gefangenhause zu.

Wie rasch, wie schnell weiß sie sich nicht Eingang zu verschaffen — und jetzt steht sie in Caroline von Baumbachs Zelle, der zerstreuten Jungfrau gegenüber. Und die konnte wohl erstaunt und verwundert sein!

Einer Sylphide gleich, leicht, wie vom Winde dahin gehaucht, steht die märchenhafte Erscheinung vor ihr, sie anschauend, anstarrend mit den schwarzen, glänzenden Augen, das Gesicht zart angehaucht, wie in Wachs gegossen.

So steht sie da auf einem Bein, die Arme gehoben, als sei sie nur ein bunter, flatternder Schmetterling, der zur Erde niederweht, um sich nach kurzer Rast wieder empor zu schwingen.

Jetzt dreht die leichte, zierliche Erscheinung in anmuthigster Pirouette sich auf dem Bein herum, wirft sich an den Hals der erstaunten Jungfrau, küßt sie, lacht und ruft: „Dich! also haßt der Marinville? Dich will er verderben?

„Ich mußte Dich selber sehen, Dich, die diesen hämischen Cabinetssecretär in solche Glut versetzen

konnte. Niemand darf es wissen, Niemand darf es ahnen, daß ich's gethan! Aber nun es geschehen, sei ruhig auch — die Babette hat ihnen schon einmal ein Schnippchen geschlagen, sie wird es auch wieder thun."

Und rasch, wie sie gekommen, einem neckischen Kobold gleich, eilt sie davon, ehe die erstaunte Caroline von Baumbach noch weiß, wie ihr geschehen, noch was die ganze Erscheinung zu bedeuten und zu sagen habe.

Babette aber ist, wie sie gegangen, unbemerkt wieder in's Theater zurückgeschlüpft. Und als sie nach der Vorstellung noch die Ehre hat, einen Augenblick nach dem Cabinet des Königs beschieden zu werden, ist sie ein so allerliebstes Schmeichelkätzchen, die nicht dem schönen leichten Windhunde des Königs allein den Kopf kraut und zu tollen, lustigen Sprüngen veranlaßt, sondern auch Jerome selbst fühlt sich so angeregt, so zum Lachen und Scherzen gestimmt, daß er es nicht unterlassen kann, er muß es sagen und denken: die Babette ist doch mein liebstes, schönstes Schmeichelkätzchen, dessen Patschhändchen am zierlichsten, weichsten kraut und streichelt!

König Jerome war an diesem Abende ganz be-

sonders leutselig und seine Umgebung wußte sich nicht zu entsinnen, ihn seit langer Zeit so froh und gut gelaunt gesehen zu haben.

Babette aber träumte in der Nacht von einer Heldenjungfrau, von einer Johanna von Orleans, einer Phädra, der sie ihr Herz gegeben und deren Auge sie folgen müsse.

Siebentes Kapitel.

Ja, in der Ferne fühlt sich die Macht
Wenn zwei sich redlich lieben;
Drum bin ich in des Kerkers Nacht
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir fast das Herze bricht,
So ruf ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich wieder in's Leben.
Goethe.

Die Gefangenen ergingen sich auf den Corridors der Cidatelle — aber es lag ein tiefer Ernst, ein Schmerz auf allen Gesichtern gebreitet. Napoleon hatte neue Siege errungen, die Oesterreicher waren geschlagen und heute am Morgen hatte ein treuer Genosse, ein muthiger Kamerad sein Leben ausgehaucht. Die grüne Rasendecke des Forstes hatte sein Blut getrunken.

Lieutenant von Hasserodt, der schon in dem Aufstande vom Jahre 1806 verwickelt gewesen, war vom

Kriegsgericht zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt worden. Standhaft hatte er mit unverbundenem Auge selbst das Commondowort zum Feuern gegeben. Mit dem Rufe: „Es lebe der Kurfürst, mein rechtmäßiger Herr!“ hatte er, tödtlich getroffen, seine Seele ausgehaucht. Wer wird der Nächste nach ihm sein? Ein Jeder dachte es wohl, doch Niemand sprach es aus.

Rittmeister von Weißen lehnte einsam am Ende des Ganges, am Fenster dort. Sein Blut schlug rascher — er dachte der Geliebten. — Da streift ein Arm seine Hand, er fühlt's, er erkennt's — es ist eine Feile. Ein kostbares Werkzeug für einen Gefangenen! — Er blickt sich um. Die Magd, der er schon öfter auf dem Hofe begegnet, steht an seiner Seite. Sie legt den Finger auf den Mund, zum Zeichen des Schweigens — dann flüstert sie leise, in Hast: „Sucht unter Eurem Lager — Ehrenfeld wartet mit einem Kahn — flieht.“

Mehr zu sagen vermochte sie nicht, die Schildwache hatte ihren Gang beendet, sie kehrte sich um. — Margarethe war verschwunden.

Und Rittmeister von Weißen lehnte ruhig wie bisher am Fenster. Aber seine Gedanken waren nicht

mehr ernst, nicht mehr trübe wie vorher, die Freiheit winkte. — Und frei zu sein, ist Nichts — frei werden, ist der Himmel! Die Stunde ist vorüber, die den Gefangenen zur Erholung vergönnt war; sie kehren nach ihren Zellen zurück. Auch Weißen that's; aber mit wie so ganz anderen Gefühlen betrat er dieselbe, als er sie verlassen.

Damals dachte er an Sterben, jetzt: O, Leben! wie bist du so schön! O, Freiheit! wie golden lächelst du nicht!

Unter seinem Fenster floß der Fluß dahin; er konnte ihn nicht sehen, denn sein Fenster war mit Eisenstäben vergittert, aber den Wald, den grünen duftenden Wald, den konnte er anschauen und auch den Vogel dort, der jetzt so ruhig, gemessen durch die Lüfte sich wiegte.

Droben in der Zelle, über der seinigen, huben die Mitgefangenen zu singen an: „Nach Sevilla! nach Sevilla!" und dem Aufhorchenden war's, als ob das Lied ihn riefe. Franz von Gayl, der Verräther, saß in der Zelle neben an, noch war seine Begnadigung nicht erfolgt, aber sie erfolgte gewiß. Auch er vernahm den Gesang, er vernahm das so schnell allgemein bekannt gewordene Lied und mußte des Abends gedenken, wo Adele, seine Braut, es sang.

Er mußte denken, ob Sie mich auch wohl verachtet, wie alle meine Mitgefangenen mich verachten? — Habe ich das Blut nicht mit verschuldet, das dort auf grüner Rasendecke heute geflossen ist? O, wenn ich doch frei, nur frei erst wäre, wenn es doch erst hinausginge in die Schlacht, in den blutigen Kampf — damit ich die verlorene Ehre wieder gewinnen kann, sei es im Siege, sei es im Sterben!

Krampfhaft rang er die Hände, der laute, fröhliche Gesang machte sein Herz bluten.

Weißen aber freute sich des Liedes. Es war Abend geworden; die letzte Runde jetzt vorüber, die Nacht brach ein. Kein Licht in seiner Zelle leuchtete, kein Stern am Himmel funkelte. Er setzte die Feile an, er ließ sie einschneiden in das Gittereisen seines Fensters.

Lauter, fröhlicher sangen die Genossen droben, hastiger, stärker feilte er. Und wenn sie droben schwiegen, hörte er zu arbeiten auf und je lauter sie sangen, desto eifriger feilte er. — Jetzt, jetzt — nach unsäglicher Mühe und Anstrengung ist endlich der eine Stab durchgeschnitten. Mit der größten Kraft, die in ihm wohnt, sucht er das Eisen nach auswärts zu biegen. Es geht, es gelingt — langsam — aber sicher. Eine Oeffnung ist gewonnen. — Noch hier dies kleine

Seiteneisen durchgefeilt und zurückgebogen — dann ist sie groß genug — einen Mann hinauszulassen. Es geschieht, es geht — da schweiget droben plötzlich der Gesang und das sich biegende Eisen hat ein Stück Kalk von der Wand losgelöst, das rasselnd, polternd nieder erst an die Mauer und dann unten in's Wasser schlägt.

Weißen zuckt zusammen. Hat die Schildwache auch das Fallen des Kalkes gehört? Ist sie aufmerksam geworden? Er lauscht, er horcht — Alles still. Es ist tiefe, dunkle Nacht. Das Wasser fließt ruhig dahin. Der Wind beginnt zu rauschen und stärker zu wehen!

Und jetzt erhebt sich droben wieder ein lustiger, neuer noch lauterer Gesang. — Jetzt gilt's. Er hat den Strick unter seinem Lager gefunden, ohne begreifen zu können, wie er dahin gekommen, wie ihn das Mädchen dahin zu schaffen vermochte. Er knüpft ihn an, er zwängt sich mit Gewalt durch die Oeffnung hindurch. — Jetzt schwebt er draußen, hoch über dem Wasser, hoch in der Luft, — er lauscht, er horcht! Alles still, — er gleitet langsam leise nieder. Wird der Strick auch reichen? — Jetzt erfaßt er das Ende, aber seine Füße berühren das Wasser noch nicht; soll er sich hinablassen? — Aber wird sein Fall in's Wasser

nicht die Schildwache aufmerksam wachen? Doch der Strick brennt wie Feuer in seinen Händen. Es muß gewagt, es muß versucht sein! — Er blickt hinab. Die Nacht ist rabenschwarz, kein Kahn zu sehen. Aber droben singen sie wieder, als ob sie in der heitersten, frohesten Gesellschaft wären, stärker rauscht der Wind. — Er läßt den Strick los und schlägt in's Wasser nieder. Nicht war der Fall, zum Glück, bedeutend, aber das Wasser ist eisig kalt, sein Körper stark erhitzt, — der Athem droht in seiner Brust zu schwinden. Doch er darf, er kann nicht zaudern und schwimmt dahin — die Strömung reißt ihn fort. — Und nun welch' Rauschen und Brausen schlägt an sein Ohr, immer lauter, immer stärker wird es, immer betäubender. Da — jetzt besinnt er sich — er fühlt's, er weiß es. Er hat in der Hast, in der Aufregung eine falsche Richtung eingeschlagen, er weiß es jetzt — er treibt der Mühle zu, die unterhalb des Zuchthauses steht — noch wenige Minuten und er muß — von der Flut getrieben — zwischen den brausenden, schäumenden Rädern liegen. — Er fühlt's und mit der letzten Kraft, die in ihm wohnt, strebt er seitwärts und schwimmt dem Ufer zu. Wohl reißt die Strömung ihn noch fort, doch jetzt — dicht vor den Rädern —

gelingt es ihm — er ist zur Seite, er erfaßt ein Brett, einen Balken, er schwingt sich hinauf und steht zitternd frostdurchschauert, umbraust von dem Schwall der schäumenden, dröhnenden Räder, in tiefer Nacht auf nassem, kaltem Wehr. Er bebt, er fühlt's, seine Kräfte schwinden — er sinkt. Da fassen zwei kräftige Arme ihn und tragen ihn hinunter vom Wehr. Mehr weiß er nicht, die Sinne schwinden ihm. — — —

Endlich erwacht er wieder, er fühlt sich in einem weichen, warmen Bett, er blickt auf — Philipp Ehrenfeld steht an seiner Seite.

„Gott sei gedankt!" sagt der treue Bursche, als er sieht, daß das Leben in dem Ohnmächtigen zurückgekehrt ist. „Ich hätte keine Minute später kommen dürfen, sonst waren Sie verloren, Sie wären in die Räder gestürzt.

„Ich erwartete Sie drüben am Ufer mit einem Kahn, doch kam ich ein Wenig zu spät; Sie hatten sich soeben in's Wasser gelassen und die Flut trieb Sie hinab, den Rädern zu. Ich vermochte nicht, Ihnen zu folgen und die Nacht war so schwarz. Nun, Gott sei gedankt, ich kam ja nicht zu spät! Sind Sie gestärkt?"

„Ich bin's," rief der Rittmeister und reichte aufstehend seinem Lebensretter die Hand. „Habt Dank!"

sagte er. Doch Philipp Ehrenfeld wendete sich ab, er nahm die Hand nicht an und sagte kurz: „So kommt!"

Und den Rittmeister zur Mühle hinausführend, zeigte er auf ein am Zaun gebundenes Pferd. „Hier nehmt's," sagte er, „und stellt's in Gudensberg beim Wirth nur ein."

Weißen schwang sich auf. „Ich danke Euch mein Leben," sagte er und wollte nochmals dem jungen Manne die Hand geben, doch dieser that, als bemerke er es nicht; hastig sprach er nur: „Macht's kurz! Das Pferd kennt den Weg!"

Als aber der Fliehende dahin ritt durch das Dunkel der Nacht, lauschte er den Tritten nach, bis sie verhallten mehr und mehr. Und als es geschehen, fuhr er sich mit der Hand über die fieberheiße Stirn und die Lippe sprach: „Ich habe Wort gehalten! Er ist befreit. Ihr Herz, es wird nicht brechen. Und ich?" — —

Er schwieg, er dachte den Gedanken nicht aus. Hastig, nachdem er noch einmal in die Nacht hinausgelauscht und Alles still gefunden, trat er in die Mühle zurück, um andern Tages seinen Abschied von dem treuen, verschwiegenen Müller zu nehmen und weiter,

weiter zu fliehen. Nun, nachdem er seine Aufgabe erfüllt, hielt er sich in der nächsten Nähe Cassels nicht mehr für sicher, er mußte fort, denn auch sein Steckbrief fehlte unter den Uebrigen nicht, die der König noch täglich gegen die flüchtigen Insurgenten ergehen ließ.

Margarethe aber eilte zum Gefangenhause hin, sie richtete ihre Botschaft aus und Caroline sank auf ihre Kniee, sie betete zum ersten Mal seit ihrer Gefangennahme, aus frohem, dankerfülltem Herzen. Nun hatte die eigene Haft nicht dies Fürchterliche, dies Schreckhafte mehr, ruhiger, klarer schaute sie in die Zukunft.

Der Geliebte war von schrecklichem Tode errettet, was konnte das Leben für sie noch Böses haben?

Achtes Kapitel.

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geschaffen.
Weht, Fahnen, weht! Trompeten klingt!
In deutscher Treue alle Brüder!
Hinein! es kehret keiner wieder,
Der nicht den Sieg zu Hause bringt.
E. M. Arndt.

Schill war, wie früher schon angedeutet, mit seiner Schaar bis eine Meile vor Magdeburg herangerückt. Er wollte, wider den Rath seiner treuen Genossen, Adjutanten und Offiziere, noch einmal versuchen, die Festung zu nehmen, wollte sehen und suchen, ob es möglich sei, die Truppen des Königs von Westphalen zum Abfalle zu bewegen, die Altmark zum Aufstande zu veranlassen. Er wollte seine letzte Karte ausspielen. War er nicht geächtet? War er nicht verlassen

von Allen, auf die er so fest und sicher gebaut? Er mußte das Letzte wagen, er mußte siegen, in der Hoffnung, daß seinen Fahnen dann, der ganze Norden aufstehend, folgen werde. Als wahrer, echter Befreier des Vaterlandes wollte er kämpfen, siegen oder untergehen!

Sein Häuflein war klein, es bestand nur aus 400 Husaren, 60 reitenden Jägern und 40 bis 50 Mann Infanteristen; der Feind, der ihm entgegenkam, war ihm um das Dreifache überlegen, hatte, wenn auch keine Reiterei, doch dafür zwei Geschütze und die Festung im Rücken. Aber es lebte in Schill und seiner Schaar ein hochheiliger Muth, eine Begeisterung, die die überlegene Stärke der Feindes zehnfach aufwog. Der feindliche Oberst Vautier hatte unweit Dodendorf sein Fußvolk in drei geschlossenen Vierecken aufgestellt, eine Stellung, die für Schill mehr als günstig war, da er so nur zu leicht Gelegenheit fand, seine Reiterei sofort benutzen zu können; was unmöglich gewesen wäre, wenn, wie zu erwarten stand, der Feind das Flüßchen Sülze benutzt hätte, um gegen den Angriff der Reiterei gedeckt zu sein.

Schill hatte den begangenen Fehler des Feindes sofort bemerkt; aber er benutzte ihn nicht sogleich, er

hegte, und mit ihm seine Offiziere, noch immer die Hoffnung, es würde nur seines Kommens bedürfen, daß die drüben stehenden Kameraden und Landsleute, ihren aufgedrungenen König Jerome sofort verlassen und zu ihm übertreten würden.

Er glaubte es, und in diesem Glauben und schönen Wahn befangen, ritt Lieutenant Stock als Parlamentär an das nächste westphälische Viereck hinan und mit seinem weißen Tuche wehend, forderte er seine deutschen Brüder auf, nicht gegen deutsche Kameraden zu kämpfen, sondern zu ihnen zu kommen, um gemeinsam das fremde Joch abzuwerfen. Statt aller Antwort fiel ein Schuß und von einer Kugel in die Brust getroffen, sank er er entseelt vom Pferde nieder.

Seine Waffengefährten sahen ihn fallen und Schill, vom heiligen Zorn entbrannt, ließ zum Angriff blasen und stürzte sich, Allen vorauf, dem Feinde entgegen. Wohl wurde dieser erste Angriff, der in aufgelöster Ordnung heransprengenden Husaren, vom Feinde mit Bayonnet und einem Kugelregen zurückgeschlagen, doch Schill ließ zum Sammeln blasen, ritt den Schwadronen wieder vorauf und warf sich nun, mit verhängtem Zügel und freudigem Hurrahruf auf's Neue auf den Feind.

Unaufhaltsam, dem Sturmwinde gleich, kam die muthige Schaar daher; Nichts war ihrem Angriffe gewachsen, die Schwerter sausten, die Rosse wieherten; erbarmungslos ward niedergehauen, wer sich entgegenstellte. Die Leichen thürmten sich zu Hügeln auf, die Reihen des Feindes lichteten sich. Ueberall, von allen Seiten gedrängt, wurden die feindlichen Schaaren zersprengt und zum Rückzuge gezwungen. Unzählige Gefangene wurden gemacht; überall war Schill mit seinem ermunternden Zurufe gegenwärtig, die Artilleristen hieb er bei ihren Geschützen nieder, die Fahnen riß er den Feinden aus den Händen, Offiziere nahm er gefangen, immer gefolgt, nimmer verlassen von seinen treuen, wackeren Husaren, bis der Sieg errungen war, bis der Feind die Wahlstatt verlassen.

O, es war der Anfang eines schöneren, besseren Erfolges werth. Der Feind ist geschlagen, der Feind ist besiegt, aber dieser Sieg ist dennoch der tiefsten, schmerzlichsten Niederlage gleich.

Schill fühlt's, empfindet es. Traurig, gebeugt steht er im Felde. Und sich zu seinen treuen Adjutanten Bärsch und Lützow wendend, spricht er, mit kummervollem Blick auf die um ihn aufgehäuften Leichen deutend: „Sie sind umsonst gefallen! Wären die west-

phälischen Regimenter zu uns übergegangen, es würde von hier ab die Freiheit des Vaterlandes sich datiren, die Altmark wäre aufgestanden, unsere Brüder in Preußen wären uns gefolgt. — Wir kamen, für Dörnberg zu spät, für uns zu früh; das Schwert hat gesiegt, unsere gerechte Sache ist unterlegen. — Aber Muth! Muth! meine Freunde, wir dürfen nicht verzagen, wir sind ja geächtet — vorwärts, vorwärts müssen wir. Wer mit mir ist, der stecke sein Schwert nicht in die Scheide, der hebe es auf zu neuem Kampf. Der Gott, der Eisen werden ließ, er wird den Sieg uns endlich geben! Und ob man mich einen Deserteur genannt, ob mich ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt hat, so will ich dennoch kämpfen. Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Ende ohne Schrecken.

„Wer steht zu mir?“

Und alle, die ihn umstanden, seine ganze treue Schaar, sie blickten auf ihren muthigen Führer und schwuren ihm zu folgen, sei es zum Siege, sei es zum Tode.

Dodendorf wurde verlassen, man konnte den Sieg nicht weiter verfolgen, mußte vielmehr das Heranrücken größerer feindlicher Heere befürchten und schlug den Weg nach Rostock ein.

Wohl hatte Bärsch und von Lützow gebeten, sich ohne Verzug nach der Weser hin durchzukämpfen, um so nach und nach die Nordsee sicher zu erreichen, von wo ab man sich zu Schiffe unter englischem Schutz begeben könne; doch Schill, von nun ab in seinen Erwartungen getäuscht, mißmuthig und oft verstimmt, wollte allein nur seinen Ansichten folgen; nach Rostock stand sein Blick und dorthin richtete er seinen Marsch.

Der letzte Versuch in Westphalen war mißglückt und die letzte Hoffnung der Vaterlandsfreunde war für lange Zeit dahin; beim Siege zu Dodendorf wurde sie zu Grabe getragen.

In Cassel aber trafen neue Siegesnachrichten ein. Kaiser Franz war mit seiner Familie nach Ungarn geflohen, Napoleon in Wien als Sieger eingerückt. Tief gebeugt ging Marianne von Stein auf dem Hofe des Gefangenhauses, an der Seite Carolinens einher. Auch sie hatte die Nachricht vernommen und sie schnitt ihr tiefer in's Herz, als alle Drangsale, alle Kränkungen, die sie bisher in ihrer Gefangenschaft hatte erdulden müssen. Und es waren doch der Kränkungen so viele gewesen!

Allgemein war bekannt, welch' einen tiefen, bitteren

Haß Napoleon gegen den ehemaligen preußischen Minister von Stein hegte; wie er nicht geruht, bis dieser Fels, auf dem gleichsam ein festes einiges Deutschland sich aufzubauen strebte, entlassen war. Nicht minder war bekannt, daß die Dechantin die Lieblingsschwester des geächteten, nach Böhmen geflohenen Ministers war, daß mit ihr er seine Pläne zu besprechen pflegte, ihr seine Aussichten, seine Hoffnungen mittheilend.

Welch' ein Reiz, welche Freude also mußten niedere Kreaturen, die durch Jedes, und wäre es durch das unlauterste Mittel, sich die Gunst des Kaisers und seines königlichen Bruders Jerome zu erringen strebten, empfinden, eine Gefangene zu quälen und zu martern, die in dem Verdachte war, bis zur Stunde in einem geheimen Briefwechsel mit dem gefürchteten Stein zu stehen; die beschuldigt ist, die Triebfeder und Leiterin eines Unternehmens gewesen zu sein, daß den Zweck gehabt, das Land in Aufruhr zu versetzen, den König vom Thron zu stoßen!

Aber Marianne war die würdige Schwester eines Ministers von Stein. Keine Drohung, keine Härte, keine noch so schimpfliche Behandlung hatte sie gebeugt, noch weniger vermocht, einen Briefwechsel mit dem gefürchteten Bruder einzugestehen. Vor den Augen

ihrer Peiniger hatte sie selbst die Krankheit, die Schwäche, die ihren Körper befallen und ihre Gesundheit für immer zu untergraben drohte, zu besiegen gewußt, fest und kühn vertheidigte sie ihre Ansichten und wies jede Beschuldigung, eine Hochverrätherin zu sein, mit Entschiedenheit zurück. — Sie hatte vor ihrer Gefangennahme Alles vernichtet, was sie und Andere irgendwie zu compromittiren im Stande war. Jetzt läugnete sie jede Mitwissenschaft an dem stattgefundenen Aufstande und selbst ein Bercagny, noch seine Helfershelfer vermochten nicht, sie einer Unwahrheit zu zeihen. Das reizte die Untersuchenden, das stachelte sie auf, noch größere Härte anzuwenden, noch tiefere Schmach ihr zu bereiten. Einen Gefangenen zu kränken, tief zu verletzen, ist ja so leicht. Man entzieht ihm das früher bewilligte Licht am Abend, die freie Stunde, wo er sonst auf dem Hofe sich ergehen konnte, man schließt ihn ab von allem Verkehr mit der Außenwelt, von seinen Mitgefangenen und wie die Mittel und Mittelchen alle heißen, wodurch man die Unglücklichen zu quälen vermag. Alles dies war gegen die Genannte in Anwendung gebracht worden, aber Nichts hatte den Heldengeist in ihrer Brust zu beugen vermocht.

Heute, nach eingetroffener Siegesnachricht, war es

ihr vergönnt, nach langer Zeit zum ersten Mal wieder auf dem Hofe sich zu ergehen und ihre jugendliche Mitgefangene zu sprechen.

Man hatte ihnen diese Unterredung gegönnt, wohl wissend, daß ein gegenseitiger Austausch dieser Siegesbotschaft für sie einen Schmerz berge, der die Freude des Wiedersehens zu einem Leiden mache.

Doch in dem Einem irrten diese Schergen eines racherfüllten Kaisers. Sie ahnten und wußten nicht, daß auch in der Brust dieser weiblichen Wesen, wie in jedes wahren Deutschen Brust, ein Funke der Hoffnung lebte, den keine, auch die schmerzlichste Siegesbotschaft auszulöschen vermochte. Die Fackel der Freiheit konnte sich tief und immer tiefer senken, aber sie verlöschte niemals gänzlich.

Auch Marianne von Stein erholte sich nach kurzem, heftigem Seelenkampfe. Die kleine, kummervolle, gebeugte Gestalt richtete sich auf, ihr Auge begann auf's Neue zu flammen und zu leuchten. Die Hand ihrer jugendlichen Begleiterin erfassend, sagte sie ernst, feierlich freudig: „Wien ist noch nicht Oesterreich! Es schlagen ja noch Tyrolerherzen! — Und wenn man auch, was Preußens König betrifft, „dem Fluge des Adlers der Gang der Schnecke entgegengesetzt wird,“

so weiß die edle Königin doch auch, daß der Haß Napoleons gegen Preußen — zur Vereinigung mit Oesterreich zwingt — um nicht gänzlich unterzugehen. Scharnhorst, dieser entschiedenste Feind des ganzen französischen Systems, wird noch öfter, wie er es schon gethan, seinem Könige schreiben: „Ich will nicht entehrt in das Grab steigen und ich würde es, wenn ich nicht riethe, den Augenblick zu benutzen, um Frankreich zu bekriegen.

„Friedrich Wilhelm wird vergessen müssen, daß Oesterreich 1805 einen Separatfrieden mit dem Feinde schloß.

„General Blücher wird wieder einen heftigen Brief seinem Herrn schreiben und seinen Abschied fordern, da er nicht Zeuge des Umsturzes des Thrones sein wollte; sondern es vorziehe, in einem ausländischen Corps gegen die Franzosen zu fechten.

„Sie Alle werden kommen und drängen, bis das Zaudern schwindet und ein neuer Kampf beginnt, bis Preußens König zu den Waffen ruft!

„Dies ist meine Hoffnung, dies allein hält mich aufrecht.

„Und so laß sie kommen, diese Schergen eines Jeromes, diese Henkersknechte eines Napoleons, sie

mögen den Leib martern, den Geist, den beugen sie mir nicht!

Wenn ich auch sage und ihnen gegenüber spreche: „Ich wisse Nichts, ich hätte nie Etwas gewußt, der Lüge muß man Schlangenlist und Klugheit entgegensetzen, so bin ich dennoch nicht ohne Nachricht. Ueberall schlagen noch patriotisch gesinnte Herzen, die Mittel und Wege wissen, ein gedrücktes Herz aufzurichten.

„Drum verzage auch Du, Caroline, nicht! Wir müssen jetzt dulden, wir müssen jetzt leiden, wie es das Volk, wie es ganz Deutschland muß, aber wir Alle werden im Leiden erstarken und Kraft gewinnen, um, wenn die Stunde schlägt, zu siegen!“

Caroline von Baumbach blickte auf. Ein leichtes Roth umspielte ihre Wangen. „Wie dank ich Dir für dieses Wort des Trostes und der Hoffnung,“ sagte sie und schmiegte sich inniger an die Dechantin an „Mag denn Alles jetzt verfallen, Dörnberg, Schill, ganz Oesterreich auch nicht glücklich sein, ich will die Hoffnung nicht sinken lassen, ich will der Lerche gleich, die aus schneebedeckter Wintersaat zum Himmel jubelnd steigt, von einem neuen, schönen Völkerfrühling träumen.“

„Der hoffentlich dann auch Dir den Geliebten

wieder bringt!" fiel Marianne von Stein freudig ein, während sie zugleich ihrer jugendlichen Begleiterin voll inniger Liebe und Rührung in das Angesicht schaute.

Und diese glühte auf, senkte das Auge, umfing mit ihren Armen die Sprechende und schmiegte sich an ihre Brust.

Frau von Jagow aber benutzte die Freude, in die der gute König von Westphalen Jerome durch die Siegesnachricht war versetzt worden. Sie bat auf's Neue für Franz von Gahl und wenige Stunden darauf hing Adele selig glücklich, bald lachend, bald weinend vor Freude und überstandenem Schmerz, am Halse ihres Verlobten.

Neuntes Kapitel.

Mit seinen dunklen Schützen
Der Oels, mein wackrer Sohn,
Der könnte wohl euch nützen.
Fr. Rückert.

Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels, der Sohn des bei Jena tödtlich verwundeten Herzogs Ferdinand, und dem sein väterliches Erbtheil ja auch entrissen war, hatte in Böhmen, von Oesterreich und England unterstützt, ein Freicorps errichtet. Von allen Seiten strömten sie zu den Fahnen der schwarzen Legion, wie die Schaar genannt wurde; hefteten sich den Todtenkopf an den roßschweifumflatterten Filzczako — und erwarteten mit Sehnsucht den Tag, der ihnen Gelegenheit geben würde, ihren Haß, ihre Wuth, ihre Rache in Franzosenblut zu kühlen.

Auch der Oberforstmeister Fritz von Dörnberg traf nach dem unglücklichen Ende bei der Knallhütte, durch die Flucht entronnen, beim Herzoge ein und wurde von demselben mit Freuden empfangen.

Oberst Wilhelm von Dörnberg aber war nach Prag zum Kurfürsten von Hessen gegangen, umgleich darauf ebenfalls beim Herzoge und seiner schwarzen Legion anzukommen.

Sein Auge war ernst, getrübt als er sich der tapfern, wilden Schaar und ihrem Führer bei Königinhof anschloß; er hatte soeben mit recht bitterm, schmerzlich beschämendem Gefühl des alten Soldaten, seines Führers gedenken müssen, als er dem für seine Hülfe ein Geschenk von Geld geboten. Damals hatte er ihn nicht verstanden — und seine Handlungsweise in seinem ganzen Umfange nach nicht zu ehren gewußt — jetzt verstand er ihn — denn er hatte Gleiches erlebt.

Der Herzog empfing ihn mit offenen Armen und der Bruder fragte nach seinen Erlebnissen.

Bei dieser Frage war es, wo ein noch tieferes, schmerzlicheres Zucken um seine Lippen bemerkbar wurde, und dem Bruder die Hand zum Gruße reichend, sprach er: „Ich habe eine ernste, scharfe Lehre empfangen! Mein alter treuer Führer nach

Oberaula, bat mich beim Scheiden, dem Kurfürsten zu sagen, daß die Soldaten, daß das Volk — auch Menschen seien. Ich verstand nicht ganz des Mannes Herz, sonst würde ich ihn selbst nicht gleich darauf unbewußt gekränkt haben; beim Kurfürst dacht ich seiner und sagte — Nichts. Denn selbst wir sind nicht beachtenswerth. Als ich zu ihm kam und sprach von dem, was wir und das Volk gethan; ihm zeigte, daß wir Leben, Ehre und Vermögen für ihn eingesetzt, gab er mir, statt aller Antwort, einen österreichischen 1000 Gulden-Bankzettel — —"

„Ha! Schande!" fuhr der Herzog auf. „Was thatet Ihr mit dem Wisch, der gegenwärtig nicht einmal einen Werth von 300 Thalern hat?"

Dörnberg zitterte vor Zorn. Glühend sprach er: „Was thun! — Ich warf ihn dem Geber vor die Füße und wendete ihm den Rücken!"

„Ha! ha! ha!" lachte der Bruder. „Und der Alte nahm den Zettel gewiß ruhig wieder Das sieht ihm ähnlich." — Ernster setzte er hinzu: „Dir aber, Bruder, konnte die Lehre nicht schaden; Dir lag noch die Güte und Liebe Deines Königs Jerome in den Gliedern, die Dir früher schon zu festerem Handeln hinderlich war. Jetzt wirst Du geheilt sein! Uebrigens

wußtest Du ja auch, wie es mir bei dem Kurfürsten ergangen! Sei froh, daß er Dir nicht von seinem Wein angeboten, denn der ist bekanntlich so schlecht, daß schon der preußische Staatskanzler Hardenberg sich seinen Wein zur Tafel mitnahm, wenn er das Unglück hatte zu Tische beim Kurfürst geladen zu sein!"

Der Herzog lachte und auch die Brüder mußten unwillkürlich mit einstimmen, bis andere Mittheilungen eine ernstere Stimmung hervorriefen. Nach und nach fanden sich auch noch andere der Flüchtlinge von dem verunglückten westphälischen Aufstande her ein, so daß die schwarze Legion bald zu bedeutender Stärke anwuchs. Rittmeister von Weißen fehlte nicht!

Auch von Schill kamen Nachrichten; und Dörnberg fühlte, daß wenn sie alle damals zu gleicher Zeit, an einem Tage die Fahne der Erhebung aufgesteckt hätten, kaum an einem glücklichen Erfolge möchte zu zweifeln gewesen sein.

Die Einheit fehlte — darum mußten sie vereinzelt zu Grunde gehen.

Wird der schwarzen Legion ein anderes, besseres Schicksal werden? Es war eine tolle, wilde — aber muthige — Schaar, die für Freiheit und Vaterland

glühte; aber auch in den Zeiten der Ruhe — dem Scherz, dem muthwilligen Frohsinn nicht abhold war. Niemand von ihnen hatte, im besten Sinne des Worts, noch ein Vaterland, das er als das seinige betrachten konnte. Die Meisten von ihnen waren geächtete Flüchtlinge; Alle aber strebten darnach, sich ein neues, von Freiheit durchleuchtetes Vaterland zu erobern.

Man brach nach Sachsen auf.

Doch es liegt für jetzt nicht in unserm Plane die Thaten der schwarzen Legion zu schildern; wir wollten nur andeuten, wohin die Meisten der Personen, die für uns Interesse haben, geflohen waren — und wenden uns zurück nach Cassel, wo noch immer bei den königlich Gesinnten, ein freudiges Lächeln auf dem Antlitz zu finden war.

Napoleon war Sieger — und ein Lichtstrahl seiner Siege fiel auch nach Westphalen hinüber.

Doch den Gefangenen kam dieser Schimmer des Glückes nicht zu gut — man schien sie vergessen zu haben; einsam, wie verschollen, saßen sie in ihren Zellen.

In den Gängen des Parks zu Schönfeld war es kühl, lieblich und frisch. Baron von Bülow war hierher zum Könige beschieden. Eine Viertelstunde fehlte noch an der zur Audienz festgesetzten Zeit. Der

Finanzminister ging langsam, sinnend durch den Park, die würzige Luft der freundlichen Anlagen mit Wohlgefallen einathmend.

Jetzt, der Biegung des Weges folgend, tritt ihm Babette, scheu, flüchtig sich umschauend, entgegen. Sie sieht sich von Niemand beobachtet und ruft, rasch an den Baron hinantretend: „Bitt' schön! retten Sie die Gefangenen aus dem Fräulein-Stift."

Der Finanzminister stutzt, doch sofort sich zu heiterem Lachen zwingend, fragt er verwundert: „Aber wie kommt nur Babette dazu, sich für Gefangene zu verwenden, Sie, die alle Herzen in Ihre Fesseln schlägt?"

„Warum?" lacht die muthwillige Schöne; „warum? Aus meiner Zuneigung für unsern lieben, schönen, allerbesten, liebwerthesten Cabinetssecretär — —"

„Für Marinville?" ruft Baron Bülow neugierig, verwundert; sofort einen tieferen Sinn in dieser scheinbar lustigen Antwort vermuthend. „Was hat der Cabinetssecretär mit den Damen des Stifts zu schaffen?"

Babette schaut scheu sich um, ob sie auch nicht belauscht, behorcht werde, und sagt dann leise: „Bläst er nicht täglich in des Königs Ohr?"

„Aber ich verstehe noch immer nicht, weshalb Marinville gerade diesen Gefangenen feind sein sollte!" entgegnete von Bülow. Doch Babette ließ ihn nicht weiter zu Worte kommen, rasch setzte sie hinzu: „Weil er sie haßt!"

„Wen?"

„Caroline von Baumbach."

„Warum? Ich sehe keinen Grund!"

„Weil er sie liebt."

Der Finanzminister blieb bei diesen Worten unwillkürlich stehen. Eine listige Freude leuchtete in seinem Auge auf; hastig sagte er: „Marinville liebt — —"

„Liebt Caroline von Baumbach, die er erst scheinbar dem Könige zuzuführen gedachte," fiel Babette ein. „Sie hat ihn von sich gewiesen — und nun will er sie hassend verderben!" Sie schwieg, hoch erregt. Auch der Finanzminister schwieg einige Zeit, endlich sagte er: „Und Sie meinen, ich könne die Unglückliche retten?"

„Ja!" sagte Babette bestimmt. „Geld vermag Alles — und Sie, Baron, sind Finanzminister." Schalkhaft lachend setzte sie hinzu: „Nicht wahr, lieber Geldmann, Sie thun's — aus Freundschaft für Marinville! —"

Baron Bülow zuckte unwillkürlich zusammen; flüchtig schaute er nach allen Seiten sich um, sah — wie verlegen nach seiner Uhr — und sagte in Hast, sich zum Abgehen anschickend: „Mich ruft die Pflicht! Ich muß zum Könige! Adieu! adieu!"

Babette schaute dem davon Eilenden nach. Um ihren kleinen, koketten, hübschen Mund spielte es wie Hohn, Spott und Verachtung. Das Köpfchen ein wenig sinnend senkend, sagte sie: So sind sie hier, — Neid und Haß heißt sie Alles thun. Brr! mich friert in diesem kalten, deutschen Lande. — Immerhin! — Wenn nur mein Heldenmädchen, meine schöne Jungfrau befreit wird. Ach! warum ist sie nur so hübsch, daß ich sie lieben muß. Babette! wie gut bist Du — sie nicht zu hassen!

Der Finanzminister aber ging sehr langsam, sinnend zum Könige hin. Marinville verliebt! Die Nachricht ist köstlich — und wäre sie es auch nur — um diesem hämischen Intriguanten mit gleichem Coup zu dienen. — Die Gefangenen müssen befreit werden! — Aber wie? Er fragte dies sich selber, er legte sinnend den Finger an die Nase — dann lachte er: „Ich hab's!" sagte er — und eilte zum Könige.

Jerome war selten gut gelaunt, wenn sein Finanz-

minister Vortrag hielt. Er schätzte, er achtete den Baron, denn er war ein ausgezeichneter Geschäftsmann; aber eben weil er dies war, gewann er es auch nicht so leicht über sich, stets und zu allen Zwecken Geld anzuschaffen, wo es der König doch so gern verwendet hätte.

Jerome brauchte Geld, viel Geld, denn was Glanz, Pracht und Etiquette betraf, sollte und mußte Paris stets zum Muster dienen; es ging diesem neuen Könige wie plötzlich über Nacht reich gewordenen Bürgersleuten, man strebte durch überladenen Prunk und zur Schau getragenen Reichthum die frühere Niedrigkeit und die jetzige geistige Armuth vergessen zu machen.

Auch heute wurde Baron Bülow nicht so freundlich empfangen, als Marinville soeben vom König entlassen war. Der Cabinetssecretär verstand es besser seinem Herrn zu schmeicheln und zu Willen zu leben.

Der König hatte den neuen Orden der westphälischen Krone, den er als Gegensatz seines gestifteten Damenverdienstordens in Paris mit Bewilligung des Kaisers hatte anfertigen lassen, vor sich liegen.

Als der Finanzminister eintrat, ergriff Jerome den Orden und hielt ihn dem Baron entgegen. „Sehen Sie," sagte er, „ich denke mir, unser Kronenorden wird

ein Schmuck und eine Ehre zugleich für die Ritter desselben sein.

„Gewiß, Majestät," sagte der Angeredete, „der Damen- und der Kronenorden werden ein herrliches Ehepaar bilden!"

Jerome blickte auf, ein Schatten des Verdrusses flog bei dieser Antwort über sein Gesicht. Unmuthig sagte er: „Daß Ihr Deutschen doch stets Hintergedanken haben müßt. Parbleu! Ich wette, Baron; Sie rechnen schon wieder nach, was diese Geschicht kostet!"

„Und würde ich Finanzminister seiner Majestät des Königs von Westphalen sein können, wenn ich das unterließe?" entgegnete lachend von Bülow. Doch sofort wieder ernst werdend, sprach er: „Der Kaiser dringt immer heftiger auf Abzahlung der noch rückständigen Contribution; dazu bedürfen wir zur Organisation unseres Heeres bedeutender Summen; wir sind gezwungen mit westphälischem Gelde ein französisches Armeecorps zu kleiden und zu löhnen, und bei allen Diesem nimmt uns der Kaiser die besten Domänen und verwendet sie zur Belohnung für seine Generale. Ist es da möglich, gefüllte Cassen zu haben, zumal wenn Anleihen für einen jungen Staat, wie

Westphalen es ist, mit doppelten Schwierigkeiten verknüpft sind?"

„Aber, parbleu! Baron!" rief der König gezwungen lachend, „ich glaube Sie sind im Stande mir zu erklären, daß nicht einmal so viel Geld in meinen Cassen sei, um einen Orden stiften zu können?"

Der Finanzminister zuckte mit den Achseln. Langsam gedehnt entgegnete er: „Ist der Brunnen erschöpft wird selbst ein Tropfen Wasser kostbar!"

„So müssen Sie neue Mittel und Wege auffinden!" rief der König hastig, „parbleu! Ihr Deutschen rühmt Euch ja, die besten Finanziers der Welt zu sein, und ich habe geglaubt, nicht den schlechtesten zu besitzen, und nun wollen Sie mir kommen und sagen — —"

„Ich sage Nichts, Majestät!" rief der Baron einfallend, „ich war nur gekommen, Vorschläge zu machen!"

„Und das sagen Sie nicht gleich?" rief der König. „Hier! Carta bianca! Was wollen Sie mehr?"

Der Finanzminister blieb kalt, ruhig. Gemessen sagte er: „Verzeihung, Sire! Die Vollmacht hängt noch an einem Haken."

„So brechen Sie den," lachte Jerome, „oder lassen Sie sich von Bercagny oder Marinville helfen."

Der Baron in das gnädige Lachen einstimmend,

sprach: „Ich fürchte, Majestät, daß die Beiden eben das Hinderniß sind, den Haken nicht sofort beseitigen zu können! Das Geld liegt bereit.“

König Jerome schaute verwundert auf. „Sie sprechen in Räthseln,“ sagte er, „dächte doch, wo die Geld wittern, würden sie nicht schwierig im Aufheben sein!“

„Glaube selbst,“ fiel der Finanzminister mit einiger Bitterkeit ein, „die Polizei braucht viel. Aber hier handelt es sich um Damen, die Aufrührer und Hochverräther sein sollen. Mit einem Wort, es handelt sich hier um die Bewohnerinnen des Fräulein-Stifts Wallenstein in Homberg — um die jetzt gefangene Marianne von Stein!“

„Und die soll ich doch etwa nicht frei lassen?“ rief der König mit Heftigkeit.

„Und warum nicht?“

„Es geht nicht! der Kaiser!“ sprach ungeduldig auf- und niedergehend Jerome, „er haßt Alles, was den Namen Stein nur führt. Es geht nicht!“

„So wird das Ordenscapital sich für jetzt nicht beschaffen lassen,“ sagte kalt, entschieden der Finanzminister, „es hätten sich auch wohl noch einige andere kleinere Summen gefunden; — zur Verbesserung von

Schönfeld!" setzte er nach einiger Zeit hinzu, wie zu sich selber sprechend, als er sah, daß der König gedankenvoll schwieg. Der aber hatte die Worte vernommen, und sich rasch zu dem Baron wendend, rief er: „Parbleu! Sie haben Etwas! Ich will es wissen, sagen Sie es."

Der Angeredete schwieg einen Augenblick, endlich sprach er, ruhig, gemessen, jedes Wort wägend, und fester betonend: „Das Vermögen des Stifts in Homberg beträgt gegen 500,000 Thlr.; würde dasselbe zur Strafe der Verirrungen seiner Bewohnerinnen eingezogen, hätten wir Geld; und die Damen, dächte ich, wären genugsam gequält, gegen Majestät complotirt zu haben, man könnte sie in Freiheit setzen!"

„Die Stein?" rief der König wie erschrocken, „Baron! was würde Bercagny sagen?"

„Sind Majestät nicht souverain?" entgegnete der Finanzminister, nicht ohne einen Anflug von Spott und Hohn.

Der König dies herausfühlend, und nur um so mehr seine Macht und Ansehen zeigend, rief: „Parbleu! Das Geld nehmen wir, abgemacht! Und die Stiftsdamen — —

„Lassen wir laufen," ergänzte lachend Baron Bülow,

die Rede, da er merkte, daß der König zu schweigen gesonnen sei. Und der, nun der lachte mit und spottete: „Wir lassen sie laufen!“

Gleich darauf jedoch rief der König: Aber parbleu! Wie wird's mit der Baumbach? die die Fahne stickte, was die Hexe auch gar nicht läugnet. Sie hatten noch Etwas, Baron!“

„Ganz recht, Majestät!“ sagte dieser, „und was ich zu sagen habe, betrifft eben Fräulein Caroline von Baumbach. Der reizende Landsitz hier, der Park, bedarf noch mannigfacher Verbesserungen. Das Geld dazu kann beschafft werden. Der Vater der jungen Dame, wie auch ihr Oheim haben bereits 12,000 Frcs. unter der Hand geboten für gänzliche Freilassung der Genannten. Wollen Majestät nicht Gnade für Recht ergehen lassen? Zumal hier Ihr Herz, Sire, in ganz besonders edlem Lichte sich zeigen würde!“

Jerome schaute seinen Finanzminister staunend an, lachend sagte er: „Ach, Baron, lassen wir die Herzen aus dem Spiele. Die Baumbach ist nicht übel und ich würfe ihr am liebsten selber das Schnupftuch zu.“

„Als Emir des Schlosses Schönfeld, wie die böse Welt sagen würde!“ lachte Baron von Bülow. Doch wieder ernst werdend, und mit auch wohl, um den üblen

Eindruck zu verwischen, den seine kühnen Worte etwa hervorgebracht haben könnten, sprach er weiter: „O Majestät, wird die Welt nicht Ihres Lobes voll sein, wenn sie hört und sieht: König Jerome von Westphalen hat sich selbst bezwungen: Er hat die schöne Caroline von Baumbach begnadigt und ungehindert der Gefangenschaft entlassen! Wie edel, wie königlich gehandelt!"

Der Finanzminister schwieg, auch der König schwieg, sinnend vor sich niederschauend.

Plötzlich sagte Letzterer, halb lachend, halb verstimmt: „Ihre Deutschen, Baron, werden mich loben; die Franzosen, meine Brüder, werden sagen: Der Jerome ist schwach geworden; er läßt ein hübsches Frauenbild ungenutzt laufen."

„Majestät aber sind König eines deutschen Volkes!" rief mit großem Ernste der Finanzminister.

„Ah! bah!" spottete Jerome, „Ihr macht mir das Regiment schwer genug. Also 12,000 Francs wollen sie geben?"

„Gewiß, Majestät, ich stehe für das Geld. Der Vater und Oheim haben mir selbst den Antrag vor einigen Tagen unterbreitet. Ich wußte damit nichts anzufangen, bis ich vorhin, mich im Park ergehend, sah, wie reizend sich die Verbesserungen und Verschö-

nerungen ausnehmen würden, die Sie, Sire, noch in diesem Paradiese vorzunehmen beabsichtigen. Es würde also der Freilassung der jungen Dame nichts entgegen stehen?"

„Ach nein!" lachte Jerome, „wenn nicht etwa mein guter Cabinetssecretär Marinville dagegen ist. Er scheint mir ganz besonders gegen die Baumbach erbittert. Weiß nicht, was er hat."

„So sollten Eure Majestät um so mehr Gnade ergehen lassen, damit nicht vielleicht eine jugendliche Verirrung mit zu großer und langer Gefangenschaft bestraft werde!" entgegnete rasch Baron Bülow, „gegen Frauen muß man nachsichtig sein!"

„Recht, Baron," lachte der König, „drum werden Sie auch als Muster eines Ehemanns gepriesen. Aber wir brauchen das Geld, wissen's was, Baron? wir wollen die Sache gleich abmachen, ehe uns der Marinville dazwischen kommt. Bitte, setzen's sich, schreiben's, daß wir der Baumbach wollen gnädig sein und ihr die überstandene Untersuchungshaft wollen als Strafe angerechnet wissen. Aber sagen's auch, daß sie mir keine Fahnen mehr stickt, und daß ich, ich ihr König bin. Und dann soll sie laufen, laufen, daß sie der Marinville nicht wieder fängt!"

Jerome lachte. Es schien ihm ein besonderes Vergnügen zu gewähren, seinem Cabinetssecretär auch einmal ein Schnippchen zu schlagen.

Baron Bülow zögerte nicht, die Begnadigungs-Ordre auszuführen, dann unterschrieb der König sie eigenhändig rasch und sagte, dieselbe dem Finanzminister überreichend: „Hier, nehmen Sie, und schaffen Sie das Geld!" Baron Bülow verbeugte sich. Schon im Abgehen begriffen, drehte er sich noch einmal um und sagte: „Vergaß zu melden, daß die Herren Brüder der im Gefängniß verstorbenen früheren Ministerin von Baumbach sich erboten 200 Thlr. zu zahlen für die Erlaubniß den Leichnam der Schwester von dem Armensünderkirchhof nach ihrem Stammsitze Sontra führen zu dürfen. Genehmigt Majestät?"

Jerome lachte: „Was fragen's! Sagen Sie den Herren, wenn Sie noch mehr alte Leichname wollten —"

Doch der Finanzminister war bereits zur Thür hinaus; er hatte es plötzlich eilig und hörte nicht mehr, was der König sagte oder sagen wollte.

Jerome schaute dem Abgesandten spöttisch nach. „Der wird niemals französisches Blut bekommen," sprach er, und sich mit der Hand über die Stirn fahrend, lachte er: „Was wird Marinville sagen, wenn

er es erfährt? Ich werde schweigen, und wenn er's weiß, trägt der Bülow die Schuld. Ha! Ha! Ha! Und der König lachte, als wäre ihm das Heiterste, Launigste passirt, was sich nur denken läßt.

In diesem Augenblick wurde der Chef der Polizei gemeldet. Der König winkt, Ritter Bercagny trat ein.

Es war viel zu berichten, denn die Polizei war damals in großer Thätigkeit. Das Königreich Westphalen war aus zu verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt worden, als daß nicht mannigfache Unzufriedenheit und Unruhe herrschen sollte. Ueberdies hatte der Chef der Polizei seinen Unterbeamten ja selbst den Rath gegeben „Verbrechen zu schaffen", wenn keine vorhanden, und so konnte es nicht fehlen, daß die Polizei das verhaßteste Institut im ganzen Lande war. Ueberall rührten sich Spione; in die Häuser, in die Familien drängten sie sich, um jedes Wort zu erlauschen, aus jedem ein Verbrechen zu machen. War es doch, als ob die Polizei mit sammt der ganzen Verwaltung, den König nicht ausgenommen, die Ahnung unbewußt nicht los werden konnten, daß die ganze westphälische Herrlichkeit nur von kurzer Dauer sein werde. Daher wohl diese rasende Unvernunft, mit der zumeist gewirthschaftet wurde.

Ritter Bercagny hatte Mannigfaches zu berichten.

Doch der König war bereits bis über die Gebühr durch den Vortrag seines Finanzministers gelangweilt, er sehnte sich nach Scherz und Lust — und so hieß er plötzlich den Vortrag enden, indem er sprach: „Morgen, Bercagny, ist auch ein Tag! Wozu die vielen Geschäfte!"

Als der Genannte sich jedoch entfernen wollte, rief ihn der König noch einmal zurück, und, als wäre nur ein Unbedeutendes, Unwichtiges vergessen, sagte er leichthin: „Parbleu! Bercagny, führ' nicht gern mit Frauensleuten Krieg, laßt also die Dechantin Marianne von Stein laufen. Hab's dem Bülow versprechen müssen!"

Der Chef der Polizei blieb erstaunt stehen. Nicht ohne Heftigkeit rief er: „Majestät, das geht nicht. Bedenken Sie die Stein, die Schwester des Ministers Stein! Es geht nicht, — der Kaiser!"

Jerome strich sich wie verlegen das Haar vom Ohr. Langsam sagte er: „Hab's dem Bülow versprochen!" Hastig setzte er hinzu: „Das Stift hat schönes Vermögen, der Bülow will's einziehen, das Stift aufheben, und darum eben muß die Dechantin —"

„Laufen," sagte Bercagny hämisch, zweideutig, als er sahe, daß der König schwieg. Lauernd setzte er hinzu: „Majestät haben doch nur Ihr Wort gegeben,

die Dame aus dem hiesigen Gefängniß laufen zu lassen?"

„Ja, ja, parbleu! Was wollen Sie damit sagen? Mein Wort, das Wort eines Königs muß gehalten werden!" rief Jerome.

Und der Chef der Polizei lächelte spöttisch. Lustig sagte er: „Sire, es soll auch gehalten werden. Doch denke ich, Majestät, Sie werden es Ihrem treuen Diener zugleich auch gestatten, seine Ehre zu wahren!"

Der König wurde stutzig, doch fühlend, daß er hier schon um des Kaisers willen nachgeben müsse, und gar nicht böse, wenn auch dem Finanzminister wieder ein kleiner Aerger bereitet würde, winkte und sagte lachend: „à revoir! — Laßt sie laufen! Und die Fahnenstickerin, die Baumbach."

„Auch?" rief Ritter Bercagny lachend. „Hat die Marinville losgegeben?"

„Der weiß von nichts. Bülow war wie versessen auf die Freilassung der Baumbach. Er nahm die Ordre bereits mit!" rief der König und schaute sich verstohlen um, als fürchte er, seine Worte könnten von dem Genannten gehört werden.

Der Chef der Polizei lachte: „Wie wird Marinville sich freuen, wenn er's erfährt!"

Mit diesen Worten schritt er schmunzelnd zur Thür hinaus. Und als er draußen im Vorzimmer den Genannten traf, reichte er ihm feierlich die Hand und sagte ernst: „Wie gut Sie sind, die Gnade des Königs für die hübsche Baumbach anzusprechen. Freue mich, daß Ihr Christenwerk mit Erfolg gekrönt wurde. Caroline von Baumbach wird soeben in Freiheit gesetzt! à revoir!“

Marinville wurde bleich im Gesicht. Die Nachricht kam zu unerwartet. Er wollte fragen, doch der Chef der Polizei hatte es eilig, sehr eilig, er hörte nichts mehr, er ging davon, höhnisch, spöttisch vor sich hinsprechend: revanche! revanche!

Marinville blieb zurück, er war noch bleicher geworden, sein ganzer Körper bebte. Plötzlich schnellte er auf, sein Auge funkelte, und die Hände krampfhaft ballend, rief er, zur Thüre hinausstürzend: „Alles umsonst! So will ich das Letzte versuchen. Sie soll die Meine werden!“ Ein hübscher Mädchenkopf schaute in diesem Augenblicke zur entgegengesetzten Thür hinein. Es war die Babette. Verwundert, ängstlich rief sie, dem Stürmenden nachschauend: „Der Rasende! Er wäre im Stande zu machen ein Unglück!“

Schnell schloß sie die Thür und verschwand.

Zehntes Kapitel.

Vor holder Scham erglühend ganz,
Sie vor dem Ritter stand.
Er setzt ihr auf den goldnen Kranz.
Er stecket ihr an das Ringelein,
Dann faßt er ihre Hand.
Uhland.

Adele von Jagow ließ sich den Brautschleier in das Haar flechten, sie ließ sich die Myrtenkrone auf das Haupt setzen, aber das frohe, sonnige Lächeln, das sonst dies jugendlich, heiter frohe Angesicht verschönte, war verschwunden. Es war als ob ein früher Reif auf eine liebliche Frühlingsblüthe gefallen sei, so ernst, so nachdenkend schaute die junge Braut nieder.

Und selbst als der Geliebte eintrat, wollte dieser Ernst von der Stirn nicht weichen, und in dem herz-innigen Blick, mit dem sie ihn ansah, mit dem sie ihm

entgegenging, lag doch auch wieder eine so tiefe Wehmuth gemischt, daß man es sah und fühlte, dies sonst so heitere, mit Lerchengesang durchflutete Jungfrauengemüth, hat ein tiefes Weh betroffen und die Wangen bleichen gemacht.

Auch Franz von Gahl war ein Anderer geworden, er war zum Manne gereift.

Als die Braut sich so herzinnig, liebevoll an ihn schmiegte, als ihr Blick in dem seinen sich sonnte, umfaßte er sie sanft, küßte ihr die schöne, weiße Stirn und sagte: „Adele! O, wie so anders würde dieser Tag für uns sein, wenn das Vaterland ein freies wäre, und ich, ich nicht ein — —“

Adele umfing ihn rasch, sie schloß ihm den Mund mit ihren weichen, warmen Lippen. „Sprich es nicht aus!“ rief sie, „Euer Unternehmen war verfrüht, und es war ein Glück für uns, für Alle, für das Land, daß es bekannt wurde. — Vergrab Dich nicht in Deinem Schmerz. Die Mutter, der Vater will es, der König hat es gleichsam befohlen und zur Bedingung gemacht, als er Dir die Freiheit gab, daß unsere Verbindung sofort geschehen solle. Laß uns nicht murren, laß es unser Glück sein, zusammen, vereint unsern Schmerz tragen zu können. Das soll die Welt und ihr Haß nicht

kümmern, wir wollen still, zufrieden leben, bis die Stunde kommt, der Tag, den Ihr ja Alle habt ersehnt, und den ich mit Dir jetzt herbeiflehe, dann, dann mein Geliebter, wirst auch Du wieder zum Schwerte greifen und für das Vaterland kämpfen!" „Ja!" rief Franz von Gayl und umfing die Braut, „dann will ich mit meinem Blute die Schmach von mir waschen, die auf mir ruht, dann will ich die verlorene Ehre mir wieder gewinnen! — —"

„Und ich, ich," sprach Adele und richtete sich auf, „als Dein Dich innig liebendes Weib, ich werde das Schwert Dir umgürten und Gott anflehen, daß er den deutschen Waffen den Sieg verleihe."

Die Mutter trat ein. Man schritt zur Trauung.

Und während die feierliche Handlung vollzogen, während in ernstlicher Stille die Hochzeit vollzogen wurde, saß Caroline von Baumbach und gab den Vögeln und Wolken Grüße für den Geliebten mit. Sie hatte erfahren, daß er glücklich die Grenze überschritten, sie wußte, daß er sich zum Herzog von Braunschweig begeben, und so schlug ihr Herz freier, froher als dies seit langer Zeit der Fall gewesen.

Mit Geduld will ich es tragen,
Denk' ich immer nur zu Dir,

Alle Morgen will ich sagen:
O mein Lieb', wann kommst zu mir?
Alle Abend will ich sprechen,
Wenn mir meine Aeuglein brechen:
O mein Lieb', gedenk' an mich!

Was kümmerte sie die eigene Gefangenschaft; sie wußte ihn frei, und auf den Flügeln der Liebe eilte sie ihm nach. Ein Traum trug sie hinüber, im Traume war sie glücklich!

Wie lange sie geträumt, sie weiß es nicht, dem Glücklichen schlägt keine Stunde. — Da klirren die Riegel, die Thür geht auf, Marinville stürzt herein, die Träume sind entflohen.

Wie sah der Mann so bleich und dennoch so erregt aus! Er blieb stehen, dann schaute er die Gefangene an, wie der Raubvogel auf sein Opfer schaut und mit dem Rufe: „Du darfst nicht frei sein, Du bist mein!" stürzte er auf die Aufschreckende zu, und wollte sie mit seinen starken, festen Armen umfangen.

Doch Caroline von Baumbach war aufgesprungen, sie floh an das äußerste Ende des Gemaches zurück, und die Arme von sich streckend, rief sie: „Hinweg, Versucher, Dein Spiel ist ausgespielt!"

Sie hatte dies Wort vernommen: „Du darfst nicht frei sein!" und an dies Wort hatte sich jubelnd die

Hoffnung geknüpft. Und nun stand sie vor ihm und sah ihn an, durchdringend fest, kein Glied rührend, keine Muskel bewegend.

Marinville aber warf sich plötzlich der Jungfrau zu Füßen, er, der bis dahin getrotzt und auf seine Macht gepocht, er, von der heißesten, wildesten Liebe nun durchdrungen, hob die Hände auf und flehete: „Du sollst frei sein, auf meinen Händen will ich Dich an die Freiheit tragen, nicht dem Könige geweiht, mir, mir sollst Du zu eigen sein. Wie Deiner Fahne die trotzigen Schaaren folgten, so folgt mein Herz Dir nun in Liebe ergeben. Ich habe gegen diese Liebe gekämpft, gerungen, aber Deine Schönheit hat alles besiegt. Du sollst frei sein, in dieser Stunde sollst Du es sein; an meiner Hand tritt in die Freiheit hinaus, die Schönste, die Beste unter allen Frauen!"

Er war aufgesprungen, er wollte sich der Jungfrau nähern, doch sie winkte ihn mit der Hand zurück und rief voll Hoheit und weiblicher Majestät: „Es ist geschehen, die Maske ist gefallen! Ein deutsches Mädchen geht lieber zum Schaffot, als einen Weg, wie den gezeichneten. Und ist auch meine Fahne jetzt in Staub getreten; die Tage kommen und die Stunde naht, wo sie, beschienen von der Freiheit Roth,

wird flattern und wehen. Wie Spreu, wird dieser Hauch der Freiheit Euch zerstäuben, der Gott der Rache wird Euch zermalmen. Die Länder und die Völker, die Dein Kaiser jetzt zertritt, sie werden sich vereinen und die Macht des Tyrannen zerschmettern. Auch er, den dies mein Herz mit aller seiner Glut so innig liebt, er wird aus der Verbannung kehren, in die des Königs Schergen ihn getrieben. — —"

„Ha!" rief Marinville, „so ist es also dennoch wahr, was ich geahnt? Ein Anderer kam mir zuvor! Nie, nie! soll er Dein eigen sein, und sollte ich selber Dich vom Altar reißen, mir auch der Hölle Teufel nur zum Beistand dienen!"

„Ha! ha! ha!" lachte es in diesem Augenblick, als hätte schon die Hölle eine ganze Schaar spottender Teufel losgelassen.

Der Cabinetssecretär blickte auf. In der offenen Thür stand ein luftiges Wesen. Es schien bald Engel, bald halb Teufel, halb Mensch zu sein. Es blickte so mild, es lachte so wild! Ha! ha! ha! spottete der Teufel in ihr, und huschte davon.

Marinville aber rief: „Verdammte Dirne, trittst Du auch mir in den Weg, Babette — —" und wollte zur Thür hinaus. Aber er lief gerade dem Finanz-

minister Baron von Bülow in die Arme, welcher kam, um der Gefangenen ihr Glück zu verkünden.

„Wie gut, daß ich Sie treffe!" sagte der Baron und zwang den Cabinetssecretär sich wieder umzudrehen. „Ich sehe, Sie nehmen so innigen Antheil an unserer liebenswürdigen, jungen Gefangenen, daß die Benachrichtigung von ihrer Befreiung, Sie doppelt freuen wird! Ja, mein liebes Fräulein!" sagte er weiter, sich zu Carolinen wendend, „des Königs Majestät lassen Gnade für Recht ergehen. Ich komme, Ihnen die Freiheit anzukündigen. Es steht nichts Ihrer sofortigen Abreise entgegen!"

Marinville war wüthend, schweigend abgegangen. Caroline von Baumbach aber hob die Blicke betend zum Himmel auf. Das sonst so starke Mädchen zitterte, es vermochte nicht sich aufrecht zu halten, die Freude machte sie beben.

Frei sein ist nichts, frei werden ist nur Glück!

Jetzt aber sprang sie auf, jetzt lief sie zu dem Finanzminister, ergriff seine Hand und sagte herzinnig, freudig: „Wie danke ich Ihnen! So ist es also dennoch wahr, daß Sie, trotz Ihrer Stellung nicht vergessen haben, daß noch Deutsche leben, Sie selbst diesem Volke angehören. Wie danke ich es Ihnen!"

„Nicht mir! nicht mir!“ rief der Finanzminister, ohne einen Anflug von Verlegenheit ganz unterdrücken zu können; mir danken Sie es nicht, wenn ich es auch nie vergessen werde, daß ich ein Deutscher bin; Ihrem Vater, Ihrem Oheim danken Sie Ihre Befreiung und vor allen Dingen Der, die bei meinem Kommen so mystisch verschwand. Sie war Ihr guter Engel!“

„Babette?“ rief Caroline von Baumbach verwundert.

Der Finanzminister nickte und setzte lächelnd hinzu: „Es verbirgt sich oft unter schlechter, flatternder Hülle ein gutes Herz. Ich fürchte jedoch, es wird ihres Bleibens nicht länger mehr hier sein, trotz der Gnade, die der König ihr erweiset; Marinville's Rache schläft nicht. Aber kommen Sie, damit wir diesen schauerigen Ort verlassen! —“

„Ja kommen Sie!“ rief Caroline und schickte sich zu sofortigem Abgehen an. Plötzlich jedoch blieb sie stehen, schränkte die Arme übereinander und sprach: „Es ist doch nur zu gewiß, daß das Glück am ehesten egoistisch macht. Nein, nein! ich kann nicht gehen, ich muß bleiben, die Dechantin von Stein — —“

„Wird gleichfalls die Freiheit erhalten!“ rief der Finanzminister. Und als er sah, wie Caroline fragend zweifelnd noch immer stand und ihn ansah, ergriff er

ihre Hand und sagte eindringlich: „Vertrauen Sie meinem Worte. Kommen Sie, ein Wagen, so gut ich ihn in der Hast aufzutreiben vermochte, hält vor der Thür. Sie verlassend, gehe ich zur Dechantin, um auch Ihr die nahende Freiheit zu verkünden. Der König gab sein Wort."

„Dank! herzinnigen Dank!" rief Caroline und erfaßte stürmisch die Hand des Barons. „Nun erst ist mir die Freiheit lieb! O, lassen Sie uns eilen; kommen Sie, ich will nur den Wagen sehen, einen Blick auf die Straße, in die Freiheit thun, dann einen Abschiedsgruß meiner geliebten Marianne bringen und dann, dann hinaus in die goldne Freiheit wieder!"

Und das junge Mädchen lief zur Thür hinaus, froh, unendlich glücklich, zitternd vor Freude und tiefer Erregung.

Der Finanzminister folgte. Man trat aus dem Hause hinaus, es war Abend geworden, der Regen goß in Strömen nieder.

Auf der Straße aber stand, vom Regen durchnäßt, vor innerer Kälte bebend, Marianne von Stein. Ein höherer Polizeibeamte und zwei Gensd'armen standen ihr zur Seite.

„Aber mein Gott!" rief die Dechantin und die

kleine gebeugte Gestalt richtete sich auf, „man wird mich doch nicht zwingen, in diesem Wetter zu Fuß weiter, weit aus der Stadt zu gehen?“ Wer hat das Schändliche befohlen? Caroline hatte die Worte vernommen. Weinend, stürmisch warf sie sich an den Hals der Freundin und rief: „Was will man thun! Wer will Dich zwingen? Es kann, es darf nicht sein!“

Baron Bülow jedoch trat zu dem Polizeibeamten und fragte heftig: „Was geht hier vor? Welche Befehle befolgen Sie. Majestät haben befohlen — —“

„Daß die Dechantin von Stein laufen soll!“ sagte brutal einfallend der Polizeibeamte. „Und diesen Befehl soll ich in Ausführung bringen. Die Dechantin läuft aus dem Gefängniß und diese Gensd'armen werden sie begleiten!“

„Bis wohin?“ fragte der Finanzminister. Leiser setzte er hinzu: „Und hat man Ihnen auch gesagt, wie weit die Dame laufen soll?“

„Nein!“

„Kennen Sie mich?“

„Zu Befehl!“

Das Wort war kaum dem Munde des Polizeibeamten entflohen, als der Finanzminister sich rasch

zur Dechantin wandte und lachend rief: „Laufen Sie zum Wagen und steigen Sie ein!“

Die Dechantin ließ sich das nicht zweimal sagen, rasch schritt sie zum Wagen und stieg mit ihrer jugendlichen Begleiterin ein.

Baron Bülow aber wendete sich mit Ernst und Entschiedenheit zu dem Beamten. „Sie haben dem Befehle genügt,“ sprach er. „Sagen Sie Ihrem Vorgesetzten, daß der Finanzminister Baron Bülow Zeuge Ihres Verhaltens gewesen sei. Gehen Sie.“

Dann sich zu den Gensd'armen wendend, rief er: „Führt den Wagen bis zu Eurer Grenze!“

Den Befreiten aber reichte er die Hand und rief: „Mit Gott! Reisen Sie!“

In diesem Augenblick drängte sich ein junges Mädchen zum Wagen. — Es war Margarethe! „Wie schön,“ sagte sie, „daß ich Sie noch treffe. Morgen gehts zur Heimath zurück, ich kam Abschied zu nehmen und höre, daß Sie frei! — Sie haben draußen das Grab mir umgeflügt, ich kann nicht mehr Blumen auf dasselbe legen, drum will ich heim. Jetzt singt die Wachtel ihm das Morgenlied; Cyanen und Rittersporn blühen im Korn, das auf seinem Grabe grünt. Adieu!“

„Leb wohl, Margarethe," sagte Caroline von Baumbach und reichte dem Mädchen die Hand. „Habe Dank! herzinnigen Dank! Grüße, wo Du Bekannte findest, weißt schon, wen ich meine. Ich bleibe in Sontra, unserm Stammgut. So Du es willst und magst, komme zu mir, Du wirst mir stets willkommen sein! Leb wohl! Margarethe."

Nun zogen die Pferde an, der Wagen rollte davon; die Gensd'armen ritten hinten nach.

So ging es zum Thore hinaus.

Der Finanzminister ging sinnend nach Hause; er fürchtete nur zu sehr, daß der armen Dechantin Marianne von Stein noch härtere Prüfungen bevorständen. Er war den Schlangenwegen seiner Feinde nicht gewachsen gewesen; doch Caroline von Baumbach war befreit und damit mußte er sich für jetzt genügen lassen.

Im Hause des Kammerherrn von Jagow waren die Fenster hell erleuchtet, die Hochzeitsgäste waren noch versammelt, aber es war eine traurige Hochzeit. Der Frohsinn fehlte dem jungen Ehepaar.

Auf der Landstraße aber wurde der Wagen angerufen, eine weibliche Gestalt kauerte am Wagen und flehete mitreisen zu dürfen.

Caroline erkannte die Bittende an der Stimme

und die Hand zum Wagen hinausstreckend, rief sie: „O, schnell, schnell hinein!"

Drinnen aber, als der Wagen weiter rollte, umfing sie die Fremde und sagte: „Dank! Dank! Babette! Was aber soll der neue Mummenschanz?" „O, nicht Maskenspiel!" lachte und prustete das Schmeichelkätzchen, bald die eine, bald die andere der Mitreisenden umhalsend. „Es ist mir zu kalt in dem rauhen Westphalen, ich will nach Paris zurück. Dem guten Könige Jerome konnte ich es nicht sagen, der hätte es gleich dem Marinville geplaudert und der, der hätte mir zu stark eingeheizt, da wäre ich vielleicht erstickt!"

Und die Babette lachte so schelmisch, so drollig, daß die Mitreisenden auch lachen mußten, daß plötzlich Fröhlichkeit im Wagen herrschte.

Elftes Kapitel.

O Schill! o Schill! Du tapferer Held!
Was sprengst Du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was schließest in Mauern die Tapferkeit ein,
Bei Stralsund da sollst Du begraben sein.

E. M. Arndt.

Unter mannigfachen Kämpfen und blutigen Gefechten hatte Schill sich nach Rostock durchgeschlagen. Hier hoffte er Gelegenheit zu finden, sich mit dem englischen Admiral Saumarez in Verbindung setzen zu können. Doch dieser war bereits weiter gen Osten nach Riga gesegelt, so daß keine Nachricht von Schill ihn erreichen konnte. Von allen Seiten umstellt, denn selbst der König von Dänemark hatte ein Corps gegen Schill ausrücken lassen und nach Preußen überzutreten war ebenso unmöglich, da auch dort ein blutiger Empfang

drohete — mußten die muthigen Freiheitshelden, gleich dem von allen Seiten umstellten Hirsch, versuchen sich nach Stralsund durchzuschlagen. Hier in dieser schwach besetzten, damals schwedisch-pommerschen Stadt konnte man hoffen, sich zu halten, bis Gelegenheit sich zeigte zu Schiffe nach England zu entkommen.

Und es war am 24. Mai Nachmittags als das Schill'sche Corps bei Dammgarten den Uebergang über die Stecknitz erzwang. Der französische General Candras hatte sich hier mit seinen Truppen aufgestellt, um Schill zu erwarten, da er hinter den verfallenen Festungsmauern Stralsunds sich für zu schwach hielt, den Kampf aufnehmen zu können. Er hatte eine gute vortheilhafte Stellung erwählt, die Brücken abtragen, die Uebergänge besetzen lassen; doch während Schill durch seine Infanterie diese Uebergänge scheinbar zu erzwingen strebte, ließ er unterhalb seine Husaren durch den Fluß schwimmen und den Feind im Rücken angreifen. Es wurde ein blutiger, heißer Kampf.

Schill, seinen Soldaten immer vorauf, sprengte in den Feind; die Schwadronen folgten; Polen und Franzosen wurden niedergehauen, der Feind auf allen Punkten zerstreut, bis endlich nach vierstündigem Gefecht der Sieg errungen war. Frei war der Weg nach Stral-

sund; Schill mit den Seinen hatte ihn sich durch eine schöne glänzende Waffenthat geöffnet. Unaufhaltsam drang er vorwärts. Nur von 30 berittenen Jägern und 15 Husaren begleitet, jagte er am andern Tage in der Frühe durch das Triebseer-Thor, bis mitten auf den Markt in die Stadt. Die französische Besatzung sich eines solchen Ueberfalls nicht gewärtig, leistete nur schwachen Widerstand. Nach kurzem Kampfe, als auch die übrigen Schill'schen Truppen heranrückten, war Stralsund genommen Eine Festung war erobert und von hier aus mußte es leicht sein, ehe ein stärkerer, mächtigerer Feind heranrückte, auf Schiffen nach Rügen und von dort nach England entkommen zu können.

Dieser Ansicht waren auch die Offiziere und Louis von Trott, der seine ganze alte Heiterkeit wiedergewonnen, lachte und scherzte und freute sich auf die Zeit, wo er, von England zurückkehrend, ein Deutschland finden würde, das durch Noth und gemeinsames Interesse vereint dem Feinde entgegenzöge.

Doch Schill war nicht zu bewegen, Stralsund zu verlassen. „Hier will ich bleiben," rief er, hoch sich aufrichtend im Sattel; „einem zweiten Saragossa gleich, wird diese Stadt dem anrückenden Feinde sich zeigen.

Wer für die Freiheit ist, der bleibt. Ich weiche nimmer!" Und die braven Soldaten, die muthigen Genossen seines kühnen Reiterzuges hoben die Schwerter und riefen: „Wir weichen nimmer! Wir bleiben!"

Schills Augen belebten sich; aller Mißmuth, der ihn seit einiger Zeit so oft befallen, war gewichen. Muthvoll rief er: „Sie haben uns Alle verlassen, die erst so treulich uns unterstützt und unser Vorhaben gutgeheißen, man hat uns geächtet und dem gehetzten Hirsche gleich von Ort zu Ort gejagt; hier wollen wir bleiben, kämpfen, siegen; von hier aus wird sich die Freiheit eine Gasse bahnen!"

Seine Adjutanten und Offiziere schwiegen; sie theilten die muthige Zuversicht ihres Führers nicht, aber sie hatten geschworen, ihm treu zu bleiben. Und diesem Schwure Folge gebend, wollten sie kämpfen, kämpfen und fallen.

Und von allen Seiten rückte ein vereinigtes holländisch-dänisches Corps gegen Stralsund heran. Der Feind war der kleinen Besatzung mehr als um das Dreifache überlegen, dennoch war Schill nicht zu bewegen, durch kühne Ausfälle die getrennten Abtheilungen der heranziehenden Feinde einzeln anzugreifen, zu schlagen und zu zerstreuen. Er wollte auf den Rath

seiner Offiziere nicht hören, er wollte bleiben, kämpfen und den gesammten Feind mit einem Male schlagen.

Adjutant Lützow schüttelte das Haupt, indessen Louis von Trott murmelte: „Wir spielen den letzten Trumpf: Sieg oder Tod im Kampfe für das Vaterland!" So war der 31. Mai herangekommen. Die vereinigten Holländer und Dänen rückten in drei Sturmcolonnen gegen die Stadt vor. Vom Triebseer- und vom Frankenthor wurden die nahenden Feinde zurückgeschlagen; durch das Knieperthor aber, das am schwächsten vertheidigt war, drang er trotz aller tapferen Gegenwehr.

Schill, der es vernahm, sprengte mit einer Anzahl seiner Getreuen dem Thore zu. Dem Kriegsgotte gleich flog er dahin, ließ sein Schwert rechts und links sausen, überall Tod und Schrecken verbreitend. Jetzt sprengte er nach dem Fährthore zurück; Louis von Trott war an seiner Seite. Ein verwundeter Soldat sieht ihn reiten und ruft ihm ein freudiges Vivat Schill! nach. Dadurch werden die Feinde auf den kühnen Reiter aufmerksam; holländische Jäger umstellen ihn von allen Seiten. Louis von Trott mäht rechts und links die Feinde nieder; er wird auf den Tod verwundet und niedergehauen — und stirbt mit dem Rufe: „Der Freiheit galt's, für die Freiheit in den Tod!"

Schill aber ist umstellt; von allen Seiten dringen die Feinde auf ihn ein, er läßt sein Pferd sich bäumen, er will, wie oftmals schon, in die Reihen hinein sprengen und Bahn sich brechen, doch wohin er auch blickt und schaut, überall Tod, überall Verderben überall blinken feindliche Schwerter ihm entgegen.

Er spornt sein Roß, daß es sich hebt, er stürmt hinan und läßt sein Schwert todtsendend niederfallen; er ruft: „Victoria! dem Vaterland!“ und will hindurch, da fallen von allen Seiten die blinkenden, blutigen Waffen nieder; er wird vom Pferde gehauen und mit unzähligen Bayonnetstichen und Säbelhieben zerfetzt und zerstochen.

So starb der Freiheit glänzendes Meteor. Man schleifte den blutigen Leichnam zum Markte hin, wo man den Kopf vom Rumpfe trennte.

Holländische Soldaten rissen die Perlenkrone, das Geschenk seiner Königin, von seiner Brust.

Der Held war todt, der letzte Trumpf war auch verspielt!

Mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfte die noch übriggebliebene kleine Schaar. Wunder der Tapferkeit wurden vollführt, dennoch mußten sie der Uebermacht weichen und unterliegen. Nur Wenigen

gelang es zu entkommen, oder wie Lieutenant Brünnow mit seinen Schwadronen sich freien Abzug mit Pferden und Waffen zu erkämpfen Viele fanden den Heldentod auf blutiger Wahlstatt. Die Elendesten, Unglücklichsten aber waren jene Offiziere und Soldaten, die in Gefangenschaft geriethen. Napoleon, seinem Hasse fröhnend, ließ erstere am 16. September, Mittags 1 Uhr, zu Wesel erschießen, während die Unteroffiziere und Gemeinen auf die Galeeren von Cherbourg und Brest geführt wurden.

Muthig und fest schritten die Verurtheilten ihren letzten Gang dahin. Auf der Wiese an der Lippe, vor der Festung angekommen, stellten sie sich in gerader Linie auf, zwölf Schritt den französischen Grenadieren gegenüber. Sie blickten dem sicheren Tode mit offenem Auge entgegen. Sie riefen dem Könige von Preußen ein Lebehoch; sie sprachen selbst das Commandowort: „Feuer" und stürzten, von den Kugeln getroffen, zu Boden.

Das war das Ende des Schill'schen Reiterzuges. Die Hoffnung auf eine allgemeine Erhebung des Volkes schwand mehr und mehr; immer trüber, immer düstrer wurden die Tage der deutschen Patrioten.

Zwölftes Kapitel.

Still, ihr Lüfte!
Fühlt ihr Grüfte
Nicht ein heilig Weh'n?
Laßt mich lauschen!
Hört ihr's rauschen:
„Freudig Wiedersehn!?"
E. Pfeilschmidt.

Von der Donau herauf von Oesterreich her, durch Sachsen hindurch, drang die schwarze Legion des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Oels. Die Häupter der westphälischen Insurrection hatten sich zumeist alle der wilden, todesmuthigen Schaar angeschlossen. Was bei der Knallhütte nicht gelungen, es sollte nun noch einmal durch einen Einfall in Westphalen versucht werden. Napoleon hatte dem General Junot Befehl gegeben, in Verbindung mit den Truppen Jeromes gegen diesen Feind vorzurücken.

General d'Albignac sammelte die im Harz= und Elbe=Departement zerstreuten Bataillone und führte sie dem Könige zu.

Viele Personen, die man aus dem Kastell zu Cassel bereits entlassen hatte, wurden auf's Neue gefänglich eingezogen, da man ihren Einfluß auf das Volk fürchtete. Und als der Herzog mit seiner Schaar bis Dresden vorgerückt, hielt man die Gefangenen nicht mehr sicher genug verwahrt und schleppte sie in Gemeinschaft mit verhafteten Schill'schen Soldaten, Deserteuren und gemeinen Verbrechern nach Mainz; von wo ab man sie später nach Frankreich führte.

Genug, dem guten Könige Jerome wurde das Regieren recht schwer gemacht; er rückte selber mit seinem Heere aus, dem Feinde entgegen Kam nicht der Vortrab des Braunschweig=Oels'schen Corps unter Anführung des Obersten von Dörnberg, dieses Verräthers, der ihn schon einmal gefangen nehmen wollte, näher und näher? Hatte sich nicht Major von Katt, der Magdeburg schon einmal zu erobern gedachte, mit den vom Kurfürsten von Hessen geworbenen Truppen, zu ihm gesellt? War nicht selbst eine kaiserliche österreichische Truppen=Abtheilung schon nach Sachsen, die Grenze Böhmens überschreitend, vorgerückt? Gewiß, es schien

sich Alles verschworen zu haben, was früher verunglückt war, nun zu siegreichem Ende zu führen.

Es mußte Etwas geschehen, ein zweiter Kampf bei der Knallhütte durfte nicht stattfinden. König Jerome stiftete in Eile eine Militär-Verdienst-Medaille, und brach mit seinen Garden aus seiner Residenz auf, um sich, dem Feinde entgegen, nach Sachsen zu begeben. Die Patrioten im Lande athmeten auf; in fieberhafter Angst erwarteten sie die erste Siegesnachricht; kämpften nur diesesmal die Insurgenten glücklich, war noch immer Hoffnung vorhanden, daß auch an andern Orten und in andern Ländern sich der Aufstand entwickeln, der Feind vertrieben, und die Freiheit zu Tage kommen werde.

Noch einmal flammte die Hoffnung auf und durchzuckte die Herzen der Westphalen.

Auch in Remsfeld schlug ein Herz froher, freudiger. Es war Philipp Ehrenfeld, der nach mannigfacher Irrfahrt hierher sich geflüchtet, und in der Hütte der alten Mutter Ennewald unerkannt seit Wochen lebte. Er galt für einen Verwandten der Alten, der gekommen sei, der jetzt kränklichen Frau in der Wirthschaft beizustehen.

Philipp hatte von dem Anrücken Dörnbergs vernommen, er konnte sich nicht halten, er mußte es der Alten

verkünden, er mußte die Hoffnung aussprechen, daß die Tage des Königs Jerome gezählt zu sein schienen, daß er nicht abgeneigt sei, sich den nahenden Brüdern anzuschließen.

Die alte Frau ließ ihn ruhig zu Ende reden, dann aber richtete sie sich hoch im Bette auf, und sagte dem jungen Mann ruhig, starr, geisterhaft anschauend: „Bleib' Er nur und warte Er nur, bis ich gestorben bin. Er kommt noch immer zeitig genug, um zu sehen, wie seine Freunde fliehen. Hat Er nicht gehört, was gestern Margarethe gesagt, die des Wilhelms Grab so schön in Cassel gepflegt und besucht hat? Der Rodensteiner ist von den Schnelleneck heimgekehrt still, sacht. Und da weiß Er doch, daß das eines Krieges klägliches Ende bedeutet. Solch ein Geist weiß mehr, als Er, junger Mensch. Wäre der Rodensteiner lustig heimgekehrt, hätte er die Peitschen knallen lassen und die Hunde hätten vor Freude sich gekollert und gebellt — ja dann! aber wie gesagt, bleibe Er nur hier, bis ich gestorben. Die Magarethe kann mir die Augen zudrücken. Bei meinem Jungen, dem Wilhelm, kann ich nicht liegen, denk' ihn aber doch wiederzufinden, trotz der Kugeln, die er in seiner Brust hat. Der liebe Gott weiß alles zu machen.

Auch von dem Kurfürsten schweig Er mir. Will der kommen, nun so hätte er's früher thun sollen, ehe sie mir meinen Jungen erschossen. Wenns Feld rein gefegt, ist gut Korn darauf schneiden!"

Margarethe trat ein. Mutter Ennewald, die einen Augenblick geschwiegen, sah sie kommen, und dem Mädchen die magere, abgehärmte Hand hinreichend, sagte sie: „Gut Kind! daß du kommst. Hast mir in den Tagen doch recht gefehlt, mußtest aber drüben sein; war Recht gethan. Hast mir auch erzählt, daß das junge Ding, die den Fetzen Zeug bestickt, den sie Fahne nennen, und die der Philipp so stolz getragen haben soll, freigegeben ist. Wirst sie wohl noch einmal sehen, Du und der Philipp, denn Ihr Beide sprecht ja so gern und viel von ihr, dann magst ihr sagen, daß die Mutter Ennewald, die den einzigen Sohn verloren, ihr nicht zürne. Sein Blut kommt nimmer über sie! Und nun will ich schlafen gehen, ich bin müde und sehne mich nach meinem Jungen. Und Er, Philipp, Er bleibe, wie gesagt, nur dieses Mal davon und danke Er Gott, daß Er noch nicht unter grüner Rasendecke liegt. Der Rodensteiner ist stille heimgekehrt; aber horche und warte Er nur, er schläft nicht für immer; Er wird ihn wieder ausziehen hören, so toll, so wild,

wie nie zuvor, dann ist es Zeit, dann greife Er zur Waffe, dann läute Er die Glocke, dann gehe Er von Haus zu Haus und rufe Sturm, dann wird es sein, als ob die Gestorbenen gleich Racheengeln vor Euch her ziehen, die Geister der Erschlagenen werden durch die Lüfte sausen und Euch die Schwerter in die Hände drücken! Dann jagt den Feind, dann läutet Sturm dann ist der Tag der Ernte da und Gott im Himmel selber hält Gericht!"

Höher und höher hatte die alte Frau sich aufgerichtet, immer bleicher, immer geisterhafter wurde ihr Gesicht, ihr Auge immer starrer, prophetenartig in die Zukunft blickend. Jetzt hob sie sich auf, hoch auf, starrte in die Weite und als sähe sie ein Gesicht, als winke eine liebe Hand, rief sie, von den Fittigen des Todes umschattet: „Ich komme, Wilhelm! ich komme, Deine Mutter verläßt Dich nicht!" und sank zurück und war verschieden!

Margarethe drückte ihr die Augen zu.

Nach drei Tagen trug man sie zur Gruft, Philipp warf ihr eine Hand voll Erde nach und Margarethe pflanzte Rosmarin und Flieder auf ihr Grab.

Die Vorhersagung der alten Frau aber war, was das Erstere betraf, nur zu sehr in Erfüllung gegangen.

Ein böser Dämon umschwebte die Unternehmungen Katts, Dörnbergs und Schills nnd auch die Thaten des Herzogs von Braunschweig sollten von Erfolg nicht gekrönt werden. Der Tag der Ernte war noch nicht gekommen, die Saat zum Schneiden noch nicht reif. General Thielemann trieb die Schwarzen und die Oesterreicher aus Sachsen nach Böhmen zurück. Dörnberg sollte auch zum zweiten Mal als Befreier seines Vaterlandes zu Schanden werden.

Die erneute Hoffnung der Patrioten war zu nichte geworden. Napoleons Heere drangen siegreich vor und Jerome erfreut, seine Krone aufs Neue gerettet zu haben, kehrte siegestrunken, froh und heiter nach Cassel zurück.

Dreizehntes Kapitel.

Wer Nacht und Trug im Busen hegt,
Sieht immer Nacht und Trug;
Wer Gott in tiefstem Herzen trägt,
Sieht ihn im Weltenbuch.

E. Ritterhaus.

Vor dem Posthause zu Mainz hielt eine schlechte zerbrechliche alte Kutsche. Gensd'armen standen nicht fern. Man führte eine ältliche, kleine gebeugte weibliche Gestalt dem Wagen zu. Es war die Dechantin Marianne von Stein. Man führte sie nach Paris.

Im Begriff einzusteigen, trat Baron Bülow hastig heran. „Wie gut, daß ich Sie noch treffe!" sagte er und reichte der Dame ehrfurchtsvoll die Hand. „Ich war in Frankfurt, ich wußte Sie hier in Mainz und es ließ mich nicht ruhen, ich mußte Sie noch einmal sprechen, um zu sehen, ob es nicht möglich sei, Etwas für Sie thun zu können!"

„Für mich?“ lächelte die Dechantin schmerzlich. „Ich weiß es, Sie haben es gut gemeint, Sie haben in Ihrer Stellung gethan, was möglich war, aber — —“

Sie vollendete die Rede nicht, es zuckte nur ein trübes Lächeln um den Mund.

Baron Bülow bemerkte es. Mit Unwillen sprach er: „O, daß die Schlangenklugheit, die Hinterlist so häufig die Oberhand behält, daß schlechte Diener eines Königs Wort stets nach ihrem Herzen deuten und nur zu oft ausführen.“

„Und kann dies anders sein?“ rief die Dechantin und richtete sich auf. „Jetzt hat das Schlechte Macht und Ansehen und gebraucht Beides zu seinen Zwecken. Aber dies Gebäude ist morsch im Innern, das man aufzurichten gedenkt. Man hat mich hierher geschleppt, man führt mich nach Paris, man wird mich dort gefangen halten, wie man es hier gethan, aus Furcht vor den Ideen, die in mir gleichsam verkörpert leben sollen. Man fürchtet sich vor dem Geist, der jetzt die Welt durchzuckt und ahnt es, daß dieser Geist sie Alle fällen wird.

„Alle Besseren blicken auf Preußen und so lassen Sie mich reden mit den Worten der Königin. Königin Louise schrieb an ihren Gemahl: „Es wird immer

klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst abgestorben zusammenstürzt. Es wird besser werden, das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt, durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Throne ist. Fest und ruhig ist allein Wahrheit und Gerechtigkeit und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen wie sie eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Er ist von seinem Glücke geblendet und meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Gewalt der Herrschaft nicht, deshalb bin ich der Hoffnung,

daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird!"

„Sehen Sie, das sind Worte einer Königin und diese Worte finden einen Widerhall in der Brust aller deutschen Patrioten. Und wäre die Hoffnung in dem Herzen der Männer erloschen, wir Frauen werden sie stets auf's Neue anfachen.

„Lassen Sie diese Schergen mich immer nach ihrem Babel, nach Paris führen, mag ich dort in einem ihrer Gefängnisse sterben und vergessen sein, ich habe nicht umsonst gelitten.

„Ich rede mit den Worten meines unerschütterlich festen Bruders, für den ich gleichsam dulden und leiden muß, da man seiner nicht habhaft wird. Es giebt ein richtendes Gewissen und eine strafende Gerechtigkeit. Es wird ein Krieg geführt werden zur Befreiung der Deutschen, durch Deutsche!"

Baron Bülow betrachtete erstaunt, voll Bewunderung diese kleine, sonst gebeugte Gestalt, die nun doch so gewaltig redend vor ihm stand. Er sah es, er fühlte es, daß der Geist des mächtigen Bruders auch in dieser kleinen, unscheinbaren Hülle lebte. Voll tiefer, innerer Hochachtung sagte er: „So reisen Sie mit Gott! Was mir nicht gelang, Ihnen

die Freiheit zu verschaffen, gelingt vielleicht dem sächsischen Gesandten, dem Grafen Senfft-Pilsach und dessen Gemahlin, Ihrer Nichte, an die ich heute noch schreiben werde.*) Sie sind den Intriguen unseres Hofes ferner, ihnen wird möglich sein, was mir nicht gelingen konnte. Gott mit Ihnen!"

„Und mit Deutschland!" lächelte freundlich die Dechantin und reichte dem abgehenden Finanzminister die Hand. Sie stieg ein. Die Gensd'armen, die beim Kommen des Ministers sich zurückgezogen, kehrten zurück und bestiegen ihre Pferde.

In diesem Augenblick trat ein Wanderbursch zum Wagen. Er hielt den Hut so, als flehe er um eine Gabe, doch rasch sich umblickend und bemerkend, daß die Gensd'armen seiner nicht achteten, rief er: „Besten Gruß zum Abschiede! Wir verzagen nicht!"

„Um Gott! Philipp Ehrenfeld!" sagte die Dechantin, den Burschen erkennend: „Woher! Wohin! Gott zum Gruß!"

Der Angeredete lächelte, freudig sprach er: „Ein Wanderbursch findet überall offenen Tisch und Hand-

*) Nach unsäglicher Anstrengung gelang es auch endlich den Genannten die Gefangene aus dem Präfecturgefängnisse zu erlösen, wo sie festgehalten worden und fast vergessen war.

werk hat goldenen Boden. Ich brauche nicht weit außer Landes zu gehen und in der Fremde das Brot eines Flüchtlings zu essen. Wenn die Kriegstrompete ruft, bin ich zur Hand und kämpfe für Hessen wieder. Unsere Fahne wird noch einmal flattern —"

„Und dann zum Siege führen!" sprach die Dechantin voll Ueberzeugung und reichte dem jungen Mann die Hand zum Abschiede. „Lebe wohl, Philipp!" sagte sie, „und grüße mir — —"

Sie vermochte den Namen nicht mehr auszusprechen, die Gensd'armen kamen herbei und trieben den Wanderburschen scheltend und fluchend fort.

Die Pferde zogen an, der Wagen rollte dahin.

Auf seinem Wanderstab gestützt, stand Philipp Ehrenfeld und schaute sinnend der Scheidenden nach.

Vierzehntes Kapitel.

Was soll gescheh'n fortan? Ein leeres Hoffen
Löst auf in Fäulniß jede Lebenskraft.
Wer selbst nicht Sieg und Frieden sich verschafft,
Den hat des Todes kalte Hand getroffen.
Ein dunkles Sein hält ihn in enger Haft,
Nur Tugend lebt und Tugend nur darf hoffen.
Ein Jeder sei und rette was er kann!
Der Kettenhaß bewährt den bessern Mann.

Tiedge.

Wir eilen zum Schluß. Ein Stern der Hoffnung nach dem andern ging zu Grunde und immer trauriger, immer drückender wurde die Lage der Patrioten. Wohl kämpften die treuen Tyroler noch auf ihren Bergen, aber sie kämpften bereits mit dem Muthe der Verzweiflung, mit dem Gefühl, daß auch sie von ihrem Kaiser verlassen seien.

Oesterreich war gebeugt, die Schlacht bei Wagram war das Todesröcheln des sterbenden Kaiserstaats.

Der schimpfliche Waffenstillstand von Znaym wurde geschlossen und Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels war dem Kaiser Franz nun unbequem geworden.

Beim Beginn des Krieges hatte man ihn feierlich als rechtmäßigen Herzog von Braunschweig anerkannt, jetzt wurde das Ansinnen ihm gestellt, jedem Anspruche an sein väterliches Erbe zu entsagen, um dem guten Kaiser Franz keine Unannehmlichkeiten bei seinem zukünftigen Schwiegersohne, dem Kaiser der Franzosen, zu bereiten.

Herzog Wilhelm von Braunschweig wieß den Antrag mit Entrüstung zurück. Auf seine schwarze, muthige Legion schauend, lachte er bitter und rief: „Wir sind noch nicht verloren! Und ob sie Alle uns verlassen und verstoßen, wir selber wollen uns und unserm Schwure treu bleiben.“

„Treu bis in den Tod!“ rief die muthige, wilde Schaar und ließ die Schwerter trutzig erklingen.

Herzog Wilhelm aber wendete sich zu Oberst Dörnberg und sprach: „Wir sollen den Kelch bis zur Hefe trinken! O, warum mußten wir Alle so einzeln kämpfen und unterliegen. Dort sitzen Katt und Hirschfeld, sie konnten Magdeburg nicht nehmen, sie kamen zu früh. Schill kam für Euer Unternehmen zu spät,

Oberst! Wir Alle, vereint, muthig kämpfend, der Kampf bei der Knallhütte wäre kein siegloser gewesen. Er wäre der Eckstein geworden, an dem die ganze Fremdherrschaft zerschellte.

„Nicht schreibt auf Eure Fahnen: Sieg oder Tod! schreibt nur dies Wort darauf: Seid einig! Und in der Einigkeit liegt auch der Sieg!

„Wir sind von Oesterreich aufgegeben, wir sind Flüchtlinge fortan, wir müssen kämpfen, siegen oder schimpflich sterben!"

„Und wäre es nur für eine Idee, für die wir das Schwert gezogen," rief Oberst Dörnberg, „so wollen wir dennoch dieser Idee treu bis zum letzten Athemzuge bleiben!"

Weißen sagte ernst: „Wird nicht die Welt stets nur durch Ideen beherrscht? Ist es nicht eben die Größe aller bedeutenden Männer, daß sie auch unter den trübsten Verhältnissen unerschütterlich bis in den Tod an die Wahrheit ihrer Ideale, ihrer Ideen glauben? Mag der Gedanke an ein einiges, festes Deutschland nur eine Idee, eine Chimäre sein — —"

„So wollen wir dennoch," rief Eugen von Hirschfeld und mit ihm die umstehenden Getreuen, „dieser Idee leben, für dieselbe Alles wagen, siegen oder sterben!"

Herzog Wilhelm lächelte ein wenig spöttisch, er mochte wohl im Herzen denken: „kämpft, wofür ihr wollt, ich kämpfe für mein mir entrissenes Erbe." Laut aber sprach er: „Wir wollen wenigstens für jetzt unsere Haut theuer verkaufen. So leicht wird die schwarze Legion nicht gefangen und hat man uns auch von allen Seiten umstellt, wir schlagen uns durch!"

„Durch!" rief jubelnd die wilde Schaar und ließ die Schwerter klirren.

„Auf Englands Boden findet die Freiheit ein Asyl, dorthin laßt uns fliehen!" sprach Oberst Dörnberg, und die tapfern, muthigen Gesellen riefen: „Nach England, bis das Vaterland ruft!"

„Niemand vertrauen, nur auf uns selber bauen!" setzte Dörnberg hinzu. Er mochte sich so manches Bitteren, das er erlebt, erinnern.

Der Herzog nickte. Er dachte der Worte des Königs Friedrich Wilhelm III., der zu sagen pflegte: „Auf Oesterreich ist kein Verlaß." Er hatte es erfahren. Doch sofort allen Unmuth von sich schüttelnd, rief er: „Wohl auf! Der Freiheit eine Gasse. Durch! Genossen! Ihr, meine Brüder: Durch!"

Und eintausend leichte Reiter brachen auf und

schlugen sich von Sachsen bis nach Brake an der untern Weser trotz der weit überlegenen sächsischen, westphälischen, holländischen und französischen Armee-Corps, die von allen Seiten auf sie eindrangen, glücklich durch.

Es glich der Zug des Herzogs mit seiner schwarzen Legion einem Wunder, das die Patrioten mit Staunen, Freude und Bewunderung erfüllte, daß die Hoffnung auf's Neue anzufachen vermochte.

Es war in den letzten Tagen des Juli, der Herzog zog mit seiner Schaar dem nahen Halberstadt zu, bestand dort mit dem Feinde ein hartnäckiges Gefecht, schlug bei Oelper die westphälischen Söldlinge und richtete seinen Marsch auf Hannover.

Und es war am 3. August des oftgenannten Jahres 1809 als die Stadt erreicht wurde.

Auf freiem, offenem Markte lagerte die todtesmuthige Schaar.

Es hatte etwas Märchenhaft-Grauenerregendes diese trutzige, schwarze, wilde Legion zu sehen, die überall Mittel und Wege gefunden, sich trotz weit überlegener Feindeshaufen kühn, listig durchzuschlagen oder muthig, tollkühn durchzukämpfen, hier auf offenem Markte gelagert zu sehen, dem Vaterland entfliehend, für das sie so oft bereits das Leben in die Schanze geschlagen.

Von allen Seiten drängten Einwohner der Stadt und der Umgegend herzu, die muthigen Streiter, die jetzt so heiter bei ihren Pferden lagerten, durch Speise und Trank zu erquicken.

Wie lieblich sah es nicht aus durch die Reihen der wettergebräunten muthigen Streiter die Frauen und lieblichen Mädchen schreiten zu sehen, hier einem jungen Krieger den Labetrunk freudig kredenzend, dort durch Speise erquickend. Hier wurde eine Blume von der Brust einer Schönen geraubt, dort ein freundlicher Blick eines lieblichen Kindes erwiedert.

Schien es doch als ob man den tapfern Kämpfern den Abschied vom Vaterlande erleichtern und versüßen wollte, als sollten die Rosen, die man ihnen mitgab, die Boten einer besseren, schöneren Zukunft sein.

Freudig, voll und klar erschallte der Krieger Lied:

Hunderttausend Kugeln pfeifen
Ueber meinem Haupte hin.
Wo ich fall', scharrt man mich nieder
Ohne Klang und ohne Lieder;
Niemand fraget, wer ich bin.
Die Trompete ruft zu scheiden:
Drück' ich Dir die weiße Hand,
Still' die Thränen, laß mich scheiden!
Muß nun für die Ehre streiten,
Streiten für das Vaterland.

Das Vaterland war verloren; aber die Hoffnung lebte in Allen, es dereinst wieder gewinnen zu können.

Ein Wenig entfernt von den Uebrigen lag auf einem Bunde Stroh ein junger Krieger gebettet. Er hatte bei Halberstadt einen Schwerthieb in die Schulter bekommen. Die Wund schmerzte, das Wundfieber durchschüttelte ihn.

Eine Jungfrau naht sich dem Kranken, hoch und hehr und doch so mild, so lieblich anzuschauen. Kaum war sie des Kranken ansichtig geworden, kniete sie auch schon an seiner Seite und untersuchte seine Wunde, hub an sie zu waschen, zu kühlen und zu reinigen und reichte dem Ermatteten erquickenden Trank zur Stärkung. Wie sanft, wie schön, wie so ganz echt weiblich war die Jungfrau.

Und dem Krieger war es, als ob alle Schmerzen aus seiner Brust, aus seiner Wunde sich entfernten, als ob eines Engels Angesicht sich zu ihm neigte. So hatte in jungen Jahren, als er im Vaterhause krank im Bettlein lag, sich sein liebes Schwesterlein zu ihm geneigt, hatte seine fieberheiße Stirn mit der Hand gekühlt und ihn angeschaut so recht kindlich fromm, wie eine Schwester den kranken, lieben Bruder nur anzuschauen vermag.

Jetzt hob der Jungfrau Arm den müden, schweren Kopf des Kranken auf, sie hielt ihn einen Augenblick mit ihrem Arme fest, indeß die andere Hand das Lager zurecht schüttete und besser, weicher, bequemer zum Ruhen zu machen strebte; sie ließ ihn einen Augenblick, wie unbewußt an ihrem Herzen ruhen und bettete ihn dann sanft nieder, mit melodisch weicher Stimme ihn zum Schlafen auffordernd.

In diesem Augenblick nahete Rittmeister von Weißen. Er sah der Jungfrau Thun, er erkannte sie und rief mit dem innigsten, freudigsten Ton, den seine Brust nur zu sprechen vermochte: „Caroline!"

Und sie, die er genannt, sie schrak nicht auf, sie ließ von ihrer barmherzigen Beschäftigung nicht ab; sie blickte nur einen Augenblick ihn von der Seite an, während die Wangen mit Rosen überschüttet schienen und sagte holdselig lächelnd, mit einem Blick, in dem ein ganzer Himmel von Glück zu finden war: „Max!"

Es war nur ein Wort, nur ein einziges Wort, aber in demselben lag eine unendliche Fülle von Liebe und Seligkeit! —

Weißen hatte der Jungfrau Thun und Wesen verstanden, er störte sie nicht, freudig blickt er sie an.

Und als sie ihr Werk vollendet, als sie den Kranken

weich und lind gebettet, stand sie auf, schaute ihn an, ihn, den sie liebte, lange, innig, fest, als wollte sie sich sein Bild noch einmal einprägen, eingraben in ihr Herz für lange, lange Zeit, dann schmiegte sie sich an ihn und sprach: „Max! mein lieber Max! wie glücklich macht mich dieses Wiedersehen!"

„Hofftest Du nicht, mich hier zu finden?" fragte er lächelnd.

„Ja!" sagte sie, „ja ich hoffte es. Aber wenn dies auch nicht der Fall gewesen, ich wäre dennoch gekommen. Ich mußte diese Schaar sehen, die so kühn, so muthig gekämpft, die wie ein leuchtender Morgenstern durch den trüben, düstern Himmel unseres politischen Lebens dahin geht. Schill ist gefallen, alle unsere Unternehmungen sind mißglückt; die Hoffnung auf eine bessere Zeit wäre bereits für ewig zu Grabe getragen, hättet Ihr nicht gezeigt, was deutsche Kraft, deutscher Muth vermag. — Und müsset Ihr auch jetzt als Flüchtlinge dem Vaterlande den Rücken zeigen, so wissen wir Alle, daß Ihr einst wiederkehren werdet und daß dann der Sieg nicht fehlen wird."

„Und Du?" fragte der Rittmeister.

„Ich!" rief Caroline leuchtenden Blicks, „ich habe die Aufgabe meines Lebens heut' zu erfüllen begonnen.

Du hast es gesehen. Ich wußte Dich hier, aber meine Pflicht rief mich zu den Kranken, zu den Verwundeten. Dort ist mein Platz, dort sollst Du [illegible] aufstehen immer finden!"

„Und wo du kommst, wirst [illegible] von Brake er= Samariterin sein!" sprach von Wei[illegible] die tapfere hochherzige Geliebte. „Wie [illegible]ermündung mir diesen hier, der so kühn, so tapfer gekämp[illegible] bunden und gepflegt." Sieh nur, [illegible]nen steuerte ein Lächeln spielt um seinen Mund, er träumt [illegible] einen süßen Traum!"

„Der junge Mensch, er wollte nicht zurückbleiben. er wollte mit hinüber, um in freie[illegible] worden. Das Nun wird er leben und Dir sein [illegible] wer von

„Horch nur! Es schmettern die Trompeten, wir müssen fort. Leb' wohl, Geliebte! Leb' wohl, auf Wiedersehen!"

„Leb' wohl! Auf Wiedersehen! zu neuem Kampfe, zu neuem Siege!" rief die Jungfrau und umfing mit ihren Armen herzinnig den Geliebten.

Die Lieder waren verstummt, die Rosse wieherten, die mildthätigen Frauen und Männer verließen die Reihen; die muthige, schwarze Legion war zum Aufbruch bereit.

Der verwundete junge Soldat öffnete das Auge, [illegible] Lächeln der Genesung umspielte seinen Mund. Er richtete sich auf; er sah mit herzinnigem [illegible] an. Mit Worten zu danken ver[illegible] neugeboren, wie neugestärkt be[illegible] des Commondos zum [illegible]

[illegible] Braunschweig-Oels hielt vor [illegible], sein Auge leuchtete, sein Auge glühte; [illegible] muthige Schaar. Jetzt [illegible] zum Abmarsch, die Trompeten [illegible]erten, die Rosse wieherten und dahin ritt die [illegible]aar, die wilde, schwarze Legion, von Feindeshaufen [illegible], aber nicht besiegt.

[illegible] sah sie reiten; weiter und [illegible] die Roßschweife auf den Filzczakos flat[illegible]terten im Winde. Noch einmal winkte der Geliebte [illegible] den letzten Abschiedsgruß, dann war er nicht mehr zu sehen.

Caroline athmete auf, lang auf. Ihre Hand legte sich auf die Brust; bangend fragte sie: „Werd' ich ihn wiedersehen?"

Doch sofort den eigenen Schmerz bezwingend und noch einmal hinüberblickend, wo die Reiter nun ver-

schwunden waren, rief sie leuchtenden Blickes zum Himmel schauend:

„Deutschland ist nicht verloren! — Sie werden wiederkehren, die Völker werden einig sein, und siegen!“

Wenige Tage darauf hatte die Le reicht, wo Transportschiffe bereit lagen, di Schaar der englischen Flotte, welche die We blockirte, zuführte.

Ein frischer Wind blähete die Segel, ins Meer hinaus; Alt-Englands Flagge flatterte Mast. Auf den Verdecken stand die schwarze Le noch einen Blick hinüber werfend auf den S Sie waren still, sie waren ernst Vaterland, es war verschwunden, wann und ihnen wird es wiedersehen?

Die Sonne stieg empor und umleuchtete das Meer, umleuchtete die Schiffe, auf denen die Ziehenden standen. Diese sahen es. Wie auf Commandowort fuhren die Schwerter aus der Scheide, die Wangen glühten, die Augen funkelten und der Sonne zuschauend, riefen sie und jubelten: „Die Hoffnung lebt, wir kehren wieder, das Vaterland wird dennoch frei!“

Und wie mit schönstem Roth überschüttet, glänzte das Meer, es war, als ob die Freiheit den Scheidenden eine Rose zum Abschiede gab, als Zeichen der Hoffnung, auf ein glückliches Wiedersehen!

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.